



Leseprobe

Gonzalo Giner

Die Fenster zum Himmel Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 20. September 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Gonzalo Giner

DIE FENSTER ZUM HIMMEL

Autor

Gonzalo Giner, 1962 in Madrid geboren, studierte Veterinärmedizin an der Universidad Complutense in Madrid und war als praktizierender Tierarzt tätig, bevor er mit dem Schreiben begann. »Die Fenster zum Himmel« ist sein vierter Roman.

Von Gonzalo Giner bereits erschienen

Der Heiler der Pferde · Der Reiter der Stille

Besuchen Sie uns auch auf

www.instagram.com/blanvalet.verlag und

www.facebook.com/blanvalet

GONZALO GINER

DIE
FENSTER
ZUM
HIMMEL

HISTORISCHER ROMAN

Deutsch von
Sonja Hagemann

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Las Ventanas del Cielo« bei Planeta, Barcelona.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe 2021 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Gonzalo Giner

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Blanvalet,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Kirsten Brandt

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: Luis Castaneda Inc. / Photolibrary / Getty Images

DN · Herstellung: er

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0951-5

www.blanvalet.de

Das Zitat von Albert Camus auf S. 9 wurde übersetzt von
Sonja Hagemann.

Das Zitat von Hadewijch van Antwerpen auf S. 156 stammt aus
»Hadewijch: Lieder: Originaltext, Kommentar, Übersetzung und
Melodien«, zitiert nach Veerle Fraeters et al., übersetzt von Rita
Schlusemann, Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston, 2016.

Das Zitat von Theodor Herzl auf S. 215 stammt aus »AltNeuLand.
Ein utopischer Roman«, Erstdruck Leipzig 1902, vollständige Neuaus-
gabe, herausgegeben von Karl-Maria Guth, Zenodot Verlagsgesellschaft,
Berlin 2015.

Das Zitat von Jacinto Benavente auf S. 429 wurde übersetzt von
Sonja Hagemann.

Das Zitat von Víctor Nieto Alcaide auf S. 599 stammt aus »La vidriera
española« und wurde übersetzt von Sonja Hagemann.

Das Zitat von Víctor Nieto Alcaide auf S. 859 wurde übersetzt von
Sonja Hagemann.

Für diejenigen,
die im Leben nicht stets den Horizont
vor Augen haben.

Und für die Frau,
deren Fenster immer für meine Liebe offen stehen.
Dieses Buch widme ich Pilar.

Teil eins

DAS LICHT DES
UNVERSTÄNDNISSES

Was ist ein Rebell? Ein Mann, der Nein sagt.

ALBERT CAMUS

1

Burgos, Königreich Kastilien, Mai 1474

Damián und Hugo waren beinahe wie Brüder: Sie waren im gleichen Alter und hießen beide de Covarrubias mit Nachnamen. Mehr hatten sie allerdings nicht gemein.

Damiáns Mutter war noch am Leben, Hugos nicht mehr.

Ersterer wusste mit seinen zwanzig Jahren genau, was er im Leben wollte, der andere nur, was er auf keinen Fall wollte. Wenn Damián Ja sagte, sagte Hugo Nein. Wenn der eine sich eilig um das Erfüllen einer Bitte bemühte, verlor sich der andere in Ausreden.

Vielleicht hatte ihr Vater ja deshalb schon lange Partei ergriffen. Das hatte er so zwar nie gesagt, aber es wurde langsam offensichtlich.

Don Fernando de Covarrubias war ein Mann vornehmer Abstammung und einer der wichtigsten Wollhändler Kastiliens. Außerdem war er seit sieben Jahren Vorsitzender der als Universidad de Mercaderes bekannten Kaufmannsgilde von Burgos, welche die Interessen einer erwählten Gruppe von Wollverkäufern vertrat und schützte. Trotzdem halfen in den letzten Jahren weder sein Name noch der gute Ruf, den er sich in der Branche erarbeitet hatte, gegen seine Müdigkeit und die wachsende Leere in seinen Truhen. Und deshalb durfte für ihn in diesem Jahr auf der Messe in Medina del Campo nicht alles einfach ablaufen wie immer. Er brauchte unbe-

dingt neue Abnehmer für seine Wolle und musste gleichzeitig den Verlust alter Kunden verhindern. Zum Glück drängten sich während der fünfzig-tägigen Messe auf den Straßen und Plätzen von Medina ja Hunderte potenzieller Käufer, von denen manche aus Flandern, andere aus Frankreich, England oder der Lombardei stammten. Die kastilische Stadt verwandelte sich in diesen Tagen in das Zentrum Europas, was den Handel mit Wolle, Stoffen, Kunsthandwerk, Gewürzen und Büchern und die Vergabe von Krediten anging.

Aber Don Fernando brauchte ja nicht nur mehr Umsatz und neue Kunden ...

Die Glocken der Kathedrale von Burgos läuteten, als Don Fernando in seiner Familienresidenz direkt gegenüber dem prachtvollen Gotteshaus das Fenster schloss und seine beiden Söhne ansah. Jetzt war der Moment gekommen.

»Seit vierzig Jahren hatte ich nicht einen einzigen Ruhetag, weil ich mich dafür aufgerieben habe, unserem Namen den Platz zu sichern, den er auf dem Wollmarkt verdient. Und trotz der Verluste der jüngsten Zeit könnt ihr beide ja immer noch von den Einnahmen des Familiengeschäfts leben. Aber, meine Söhne, in meinem fortgeschrittenen Alter würde ich mich jetzt gerne mehr um meine Stiftungen kümmern und hoffentlich die Einrichtung der von mir geplanten Institutionen noch vor meinem Tod vollendet sehen. Und vor allem will ich endlich einmal zur Ruhe kommen. Darüber hinaus sind in unserem Geschäft Veränderungen nötig, einige sogar sehr dringend, und es müssen wichtige Entscheidungen getroffen werden.«

Sein Blick wanderte von einem Sohn zum anderen. Er holte einmal tief Luft, dann fuhr er fort: »Ich habe euch ein Zuhause gegeben, euch ernährt und euch eine hervorragende Erziehung geboten. Die besten Hauslehrer haben euch in

Geometrie, Mathematik und allgemeinen Wissenschaften unterwiesen. Nachdem ihr die Sprache Brügges gelernt habt, habe ich euch auch noch in der englischen Sprache unterrichten lassen. Wenn man bedenkt, dass ihr außerdem über grundlegende Kenntnisse des Französischen verfügt, dürfte euch der Handel in Nordeuropa keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Ihr habt mich in den letzten drei Jahren zur Messe in Medina begleitet, um dort den Wechslern vorgestellt zu werden und zu lernen, wie man einen Handel abschließt. Bislang habe ich euch nicht darum gebeten, mir bei der Arbeit zur Hand zu gehen, weil ich eure Ausbildung nicht behindern wollte. Aber nun ist der Zeitpunkt für Veränderungen gekommen. Ihr verfügt jetzt über alle nötigen Kenntnisse, um die Leitung unseres Geschäfts zu übernehmen.«

»Dessen sind wir uns bewusst, und wir danken Euch dafür, Vater.« Damián schien im Namen beider zu sprechen, Hugo brachte jedoch sofort murmelnd seinen Protest zum Ausdruck.

Seine mürrische Reaktion störte Don Fernando zwar, er fuhr jedoch mit seiner Ansprache fort: »Allerdings seid ihr ja nun zu zweit, und es kann an Bord nur einen Steuermann geben. Die Firma braucht eine einzige Führungsperson, ihr tragt aber beide meinen Namen und habt in meinen Augen dasselbe Recht, mein Nachfolger zu werden. Und dort ist die Krux bei der Sache: Wer von euch hat es eher verdient?«

Don Fernando setzte sich an den Tisch, an dem er seine Briefe beantwortete, schloss das Rechnungsbuch und stieß einen schweren Seufzer aus. »Ich muss zugeben, dass ich hundertmal gezweifelt und darüber nachgegrübelt habe. Da es sich um einen schwerwiegenden Entschluss handelt, habe ich mir Folgendes überlegt: Wer sich auf diesen Stuhl setzen wird, muss dafür nicht nur ausreichend geschult sein, sondern muss es vor allem auch wirklich wollen ...«

Mit bekümmertem Blick sah er zu Hugo hinüber und richtete die folgenden Worte vor allem an ihn: »Du hast nie großes Interesse am Familienunternehmen gezeigt, ganz im Gegenteil, aber ich werde dich trotzdem nicht ausschließen. Die Entscheidung liegt nun in eurer Hand. Was ich damit sagen will: Ihr müsst euch in einer Prüfung miteinander messen.«

Damián runzelte besorgt die Stirn. »Was für eine Prüfung meint Ihr denn, Vater?«

»Einen einfachen, aber entscheidenden Wettbewerb, für den ihr euch noch heute gemeinsam auf den Weg nach Medina del Campo machen werdet. Dort eingetroffen, werdet ihr auf der Messe gegeneinander antreten und versuchen, so viele neue Kunden wie möglich für uns zu gewinnen. Legt euch ins Zeug, wählt unter den Ausländern sorgfältig aus und überzeugt sie von der Hochwertigkeit unserer Merinowolle und von den strikten Kriterien, mit denen wir ihre Qualität auch in kommenden Jahren gewährleisten werden. Einigt euch mit ihnen bei Zahlungsart, Lieferbedingungen und -fristen auf das bei uns Übliche. Wie ihr die Menschen überzeugt, ist mir egal, solange ihr nur das Vertrauen alter Kunden wiederherstellt und das neuer dazugewinnt. Wer uns mehr – oder im Fall eines Gleichstands – wichtigere Kunden sichert, hat sich als am geeignetsten erwiesen, die Firma von nun an zu leiten.«

Um seine Worte zu unterstreichen, schlug Don Fernando mit der flachen Hand vernehmlich auf den Tisch. »Eine passendere Aufgabe als die, mit neuen Abnehmern unsere unmittelbare Zukunft zu sichern, kann ich euch wohl kaum stellen.«

Damián ballte die Hände zu Fäusten, biss sich auf die Unterlippe und schaute aus dem Augenwinkel abschätzig zu seinem Bruder hinüber. Offenbar sah er sich selbst bereits als

Sieger. Schon von klein auf hatte er das ehrgeizige Ziel verfolgt, in die Fußstapfen dieses Mannes zu treten, der nicht sein leiblicher Vater war. Und das würde niemand verhindern können.

Hugo hingegen starrte auf seine Schuhe und fühlte sich bereits als Verlierer.

2

Messe in Medina del Campo, Königreich Kastilien, Mai 1474

Der Brokat- und Posamentenstand flog durch die Luft, als ein junger Mann auf seiner Flucht vor zwei Bütteln dagegenprallte. Zuvor hatte er in einer anderen Straße bereits eine Bude mit Käse und Wurstwaren zu Fall gebracht, außerdem eine Wechselstation mit ihren Waagen, Rechnungsbüchern und Münzen, deren illustre Kunden unter Protestrufen am Boden gelandet waren.

Zehn Minuten zuvor hatten sich die beiden Büttel in einem der bekanntesten Gasthäuser der Stadt eingefunden, nachdem sie darüber informiert worden waren, dass sich dort eine Gruppe Jünglinge ganz unverschämt aufführte. Eine schöne Dame aus Brügge hatte sich beschwert, dass sie von einem dieser offensichtlich betrunkenen Kerle belästigt worden sei.

Der junge Mann hatte sich – offensichtlich angestachelt durch eine Wette mit seinen Kameraden – einfach ohne Erlaubnis an ihrem Tisch niedergelassen, hatte ihr, ehe sie sich versah, einen Kuss auf die Lippen gedrückt und ihr in den Allerwertesten gekniffen.

Weil die Burschen alle wie von der Tarantel gestochen davongestoben waren, hatte man sich bei der Suche auf den von der jungen Dame genau beschriebenen Übeltäter beschränkt, auf den sich ja auch die Wut des Ehemanns richtete.

Die Büttel hatten sich zunächst in den angrenzenden Straßen und auf der Plaza Mayor nach ihm umgesehen, bis sie ihn schließlich vor der San-Antolín-Kirche entdeckt hatten.

Die Menschenmassen auf dem Platz und in den Gässchen ringsherum erschwerten die Flucht des Täters, allerdings auch die Verfolgungsjagd der Gerichtsdienner, die mit lauter Stimme die Hilfe der Umstehenden einforderten.

Der junge Mann rammte ein Maultier, verlor im Fall einen Schuh und rollte über den Boden. Dabei zerriss der Ärmel seines Hemdes, er hielt aber nicht inne, um seinen blutenden Arm zu untersuchen. Stattdessen kam er mühsam wieder auf die Füße, sammelte sich einen Moment und rannte dann die Calle de la Rúa in Richtung des Judenviertels und der Randbezirke weiter. Dort hatte er gute Freunde, bei denen er sich vielleicht verstecken könnte, oder er könnte zumindest im Gewirr der kleinen Gässchen untertauchen.

Allmählich wurden ihm die Beine schwer, und sein Kopf schien zu explodieren, immerhin hatte er sechs Karaffen Wein intus.

Als er sich jetzt umschaute, hatte er den Eindruck, einen Vorsprung gewonnen zu haben. Er holte Luft und wollte noch einmal an Tempo zulegen, um die Verfolger endgültig abzuschütteln, da versperrte ihm eine riesige Sau den Weg, die an einem Strick geführt wurde, und der junge Bursche rannte Tier und Besitzer über den Haufen. Er selbst flog über den Körper des Schweins hinweg, schlitterte dann am Boden noch ein paar Klafter weiter und prallte am Ende gegen ein Fass mit eingelegtem Hering. Das Fass bekam Risse, und eine klebrige, stinkende Flüssigkeit floss heraus und verteilte sich in Sekundenschnelle in seinem braunen Haar. Es war das Letzte, was Hugo de Covarrubias noch mitbekam, bevor er das Bewusstsein verlor.

Die ersten zwei Tage nach seiner Festnahme waren hart. Hugo machte der Kater zu schaffen, und die Kälte im Kerker hinter den Mauern der La-Mota-Festung kroch ihm in die Knochen. Außerdem musste er endlose Befragungen über sich ergehen lassen, bis er schließlich seinen Namen nannte.

Von diesem Moment an behandelte man ihn zwar etwas besser, die Warterei zog sich in der feuchten Zelle jedoch endlos in die Länge. Als einzige Zerstreuung konnte Hugo beobachten, wie das hereinfallende Licht im Laufe der Stunden den Boden entlangwanderte, und sich passende Rechtfertigungen für das Vorgefallene überlegen. Ein ordentliches Donnerwetter würde ihm aber wohl nicht erspart bleiben.

Am dritten Tag seiner Haft hörte er schließlich, wie der Riegel zurückgeschoben wurde, und Hugo blickte in das Ehrfurcht gebietende Gesicht seines Vaters.

»Hugo de Covarrubias! Ihr seid ein freier Mann!«, verkündete der Kerkermeister.

Hugo überschritt die Schwelle und begrüßte seinen Vater, ohne ihn anzusehen. Dann folgte er ihm einen unterirdischen Gang entlang und zwei enge Treppen hinauf, bis sie einen hell erleuchteten Hof erreichten, wo eine Kutsche auf sie wartete.

Darin nahmen sie einander gegenüber Platz.

»Wie du stinkst!«, wettete Don Fernando.

Hugo erwiderte darauf lieber nichts.

Die Kutsche ruckelte das Kopfsteinpflaster der Wehranlage entlang. Erst außerhalb ihrer Mauern konnte sie auf einem besser befestigten Weg an Fahrt aufnehmen, und jetzt endete auch das unangenehme Schwanken. Von diesem Moment an hörte man im Inneren des Wagens nur die wiederholten schweren Seufzer und das eine oder andere trockene Husten von Don Fernando.

Hugo wusste, dass dieser angespannte Augenblick nicht ewig dauern würde. Ihm war aber auch klar, dass beim ersten Blickkontakt eine ebenso unangenehme Unterhaltung ihren Lauf nehmen würde, deshalb schaute er lieber zum Fenster hinaus.

So saßen die beiden etwa zwanzig Minuten schweigend da. Der eine betrachtete zerstreut die ersten draußen vorbeiziehenden Felder, der andere spielte an der metallenen Türklinke herum.

Schließlich kündigte Don Fernando mit langem Räuspern an, dass er nun etwas zu sagen hatte. »Weißt du überhaupt, wer diese Frau war, die du da belästigt hast?«

»Nein, Vater.«

»Sagt dir der Name Edgar Hossner etwas?« Don Fernandos Stimme wurde schärfer. »Tja, lass mich dir verraten, dass ihr Ehemann mein zweitbestener Kunde in Brügge ist, oder vielmehr war. Letztes Jahr hat er uns vierhundert Sack Wolle abgekauft und uns dafür acht Millionen Maravedi gezahlt.«

Hugos grüne Augen wichen seinem anklagenden Blick nicht aus.

»Meine Aufgabe für euch bestand doch darin, Kunden für uns zu gewinnen ... und nicht zu vergraulen!«

»Fragt Euch doch einmal, ob ich diese Aufgabe vielleicht gar nicht erfüllen wollte.«

Als er Don Fernandos bebende Nasenflügel bemerkte, rechnete der junge Mann mit dem Schlimmsten.

»Hugo!«, brüllte sein Vater aus vollem Halse. »Was zum Teufel ist denn nur mit dir los, Junge? Erklär es mir doch, weil ich es nun wirklich nicht begreifen kann. Schert dich das Ansehen unseres Namens wirklich so wenig, dass du ihn durch den Dreck ziehen musst, und zwar ausgerechnet vor den Augen unserer besten Kunden auf der Messe von Medina? Wenn ich wenigstens wüsste, was du sonst mit deinem

Leben anfangen willst ... Aber selbst das kannst du mir ja nicht sagen!« Zornig schlug er gegen die Tür der Kutsche. »Was habe ich dir nur getan, dass du mich mit solcher Gleichgültigkeit strafst? Kannst du mir das verraten? Mal sehen, ob ich irgendwie begreifen kann, weshalb du immer genau das Gegenteil von dem tust, worum man dich gebeten hat ... Was meinst du – ob es dir irgendwann auch einmal anders herum gelingt?«

Er rieb sich mit den Händen über die Knie und dachte bei sich, dass er schon viel zu lange Antworten auf diese Fragen suchte.

Hugo seufzte. Natürlich wusste er ganz genau, wie viel Schaden er mit seinem Benehmen anrichtete. Er fand aber auch, dass sein Vater ihn, sein Wesen und seine Denkweise einfach nicht verstand. Er hatte sich schon tausendmal nach dem Grund dafür gefragt und war immer zu demselben Schluss gekommen: dass sie einander einfach in nichts ähnelten. Hugo glich seiner Mutter, und zwar nicht nur äußerlich. Er hatte denselben Charakter, denselben Geschmack, war wie sie sensibel und verfügte über die gleiche besondere Gabe, die nur seine Mutter erkannt hatte und die nach ihrem Tod in Vergessenheit geraten war. Seit ihrem Ableben waren zwölf Jahre verstrichen, und Hugos Leben hatte sich verändert.

In seinem Inneren brodelten tausend Fragen, sein Vater erwartete jedoch Antworten von ihm. Würde Don Fernando jemals verstehen, dass der Ursprung des Problems seine eigene Haltung Hugo gegenüber war? Würde er Kritik an seiner Ehe mit einer Frau akzeptieren, die Hugo die Kindheit zur Hölle gemacht hatte?

Würde Don Fernando irgendwann einmal erkennen, dass diese Stiefmutter sich nur widerwillig und voller Abschätzigkeit um Hugo gekümmert und die beiden Brüder, die ja

nur durch diese zweite Ehe zu Brüdern geworden waren, ungleich behandelt hatte?

Würde sein Vater je gegen seine Gemahlin und für Hugo Partei ergreifen, wie er es bisher nie getan hatte? Wann immer sich das sensible Gemüt seines Sohnes gezeigt hatte, hatte Don Fernando ihn bislang als schwach und nutzlos bezeichnet. Würde er jemals begreifen, dass er nie für Hugo da gewesen war, wenn ihn dieser am meisten gebraucht hätte?

»Vater, falls Ihr wirklich dazu bereit seid, mich anzuhören, dann will ich heute kein Blatt vor den Mund nehmen.« Hugo holte Luft und nahm all seinen Mut zusammen, um mit ungewohnter Eindringlichkeit zu sprechen. »Ich hasse es einfach, dass Ihr Entscheidungen für mich trefft.« Angesichts der verständnislosen Miene seines Vaters versuchte er, sich klarer auszudrücken: »Habt Ihr Euch auch nur ein einziges Mal die Mühe gemacht, mich nach meinen Wünschen zu fragen? Halt, antwortet jetzt nicht! Das tue ich schon für Euch: Nein, niemals! Ganz zu schweigen von diesem heimtückischen Weib, das Ihr zur Ehefrau genommen habt ...«

»Genug! Das muss ich mir nun wirklich nicht bieten ...«

»Vater! Ich flehe Euch an, hört mir doch wenigstens dieses eine Mal zu.« Hugo hatte es noch nie gewagt, Don Fernando ins Wort zu fallen, aber zuvor hatte er sich ja auch noch nie zu völliger Offenheit entschlossen. »Seit ihrem Einzug bei uns hat diese Frau nur ein Ziel, nämlich mich als Sohn herabzuwürdigen und Euch gegen mich aufzubringen.«

Hugo atmete tief durch und versuchte, sich zu beruhigen. »Ich kann gut verstehen, dass Ihr mich gern in den Wollhandel miteinbeziehen möchtet, schließlich ist er das Geschäft unserer Familie. Aber Ihr wisst ja gar nicht, was ich selbst will. Ich habe für Wolle nichts übrig und finde die Vorstellung, mit ihr meinen Lebensunterhalt zu bestreiten, abstoßend ...« Hugo wählte seine Worte nun wirklich nicht

sorgfältig aus. »Und deshalb wollte ich bei Eurer Prüfung auch nicht mitmachen. Verlasst Euch da lieber auf Damián, damit werdet Ihr ihn glücklich machen, und Ihr beide werdet Euch wunderbar verstehen. Aber ich, ich taue dazu nicht ...« Hugo ließ den Kopf hängen. »Ich habe noch nicht entschieden, was ich mit meinem Leben anfangen will, und kann Euch versichern, dass ein Dasein mit solcher Ungewissheit nun wirklich nicht angenehm ist. Trotzdem weiß ich ganz genau, was ich *nicht* werden will.«

Jetzt hielt Don Fernando es nicht länger aus. Hugos plötzliches Geständnis passte so gar nicht zu dem Verhalten, das er eigentlich von seinem Sohn erwartete. Und er hatte genug davon. Er war Hugos Theater leid, hatte genug davon, alles Mögliche und Unmögliche zu tun, um einen anständigen Menschen aus ihm zu machen. Er hatte Hugos Ablehnung und die Diskussionen mit seiner Frau satt, bei denen er Hugo auch noch verteidigte, obwohl sein Sohn auf seine Argumente selten Taten folgen ließ. Und deshalb würden Worte jetzt nichts mehr an dem ändern, was Don Fernando beschlossen hatte, sobald er von dem Vorfall in Medina del Campo gehört hatte. Er hatte noch vor seinem Aufbruch nach Burgos alles dafür in die Wege geleitet.

»Zweifelsohne werde ich auf Damián zählen. Er hat mir ja auch als Einziger bewiesen, dass er es wert ist. Und nachdem ich mir diesen ganzen Unsinn von dir angehört habe, erscheinen mir meine Pläne für dich jetzt nur noch angebrachter. Du wirst nämlich mithelfen, ob es dir nun passt oder nicht. Gerade hast du mir ja selbst gestanden, dass du gar nicht sagen kannst, was du willst oder wofür du geeignet bist. Deshalb bleibt mir nichts anderes übrig, als weiterhin die Entscheidungen für dich zu treffen. Und meine erste Entscheidung besteht darin, dir die wahre Bedeutung des Wortes *Arbeit* zu vermitteln. Bisher habe ich dir das ja erspart.«

Wieder wurde Don Fernando laut: »Du wirst das Geschäft von der Pike auf lernen und dabei mit den niedrigsten Arbeiten beginnen. Zu Hause angekommen, wirst du dich darauf vorbereiten, unsere Wolle bei ihrer jährlichen Reise von der Wäscherei bis zum Hafen zu begleiten. Dann steigst du auf ein Schiff und fährst nach Brügge, wo du dich persönlich bei Edgar Hossner entschuldigst. Ob wir ihn so als Kunden halten können, weiß ich zwar nicht, aber nur auf diese Art und Weise kannst du die unentschuld bare Vernachlässigung deiner Pflichten der Firma gegenüber wiedergutmachen. So büßt du für die Freveltat, die du begangen, und die Schande, die du damit über unseren Namen gebracht hast.«

Don Fernando war sich durchaus bewusst, wie hart er hier mit seinem Sohn umsprang. Aber er hoffte, mit dieser Ansprache endlich bis zu ihm vorzudringen. Dafür waren die nächsten Worte aber wohl nicht die passendsten. Bevor er sie aussprach, holte er einmal tief Luft, sah Hugo in die Augen, biss die Zähne aufeinander und drückte den Rücken durch: »Hugo, du bist wirklich ... ein Versager.«

Die grausamen Worte des Vaters hallten Hugo in den Ohren. Er war zutiefst gedemütigt. »Wenn Ihr so wenig von mir haltet, dann habt keine Angst. Ich werde jede Aufgabe erledigen, die Ihr mir auferlegt«, versprach er. »Mehr könnt Ihr von mir aber nicht erwarten ...«

Hugo verstummte, saß in sich zusammengesunken da und ließ sich durch den Kopf gehen, was gerade passiert war. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er es gewagt, seine Gedanken, seine Gefühle und Zweifel deutlich zum Ausdruck zu bringen, hatte, in der Hoffnung auf Verständnis, seinem Vater sein Herz ausgeschüttet, aber leider vergebens. Er wusste natürlich selbst ganz genau, dass er sich bisher durch wenig mehr als seine ständige Widerrede hervorgetan hatte, während sich sein Bruder Damián stets als

Musterbeispiel eines Sohnes zeigte. Und an diesem Zustand schien Hugo auch nichts ändern zu können. Schließlich war er ja nichts weiter als ein Versager, wie man ihm gerade noch einmal bestätigt hatte.

Die Reise nach Burgos dauerte zwölf Stunden und kam ihnen unendlich vor.

Weil er so viel Zeit zur Verfügung hatte, ging Don Fernando im Kopf mehr als dreimal die Finanzen seines Unternehmens durch. In einem kleinen Büchlein notierte er stets die Vereinbarungen der aktuellen Verkaufssaison und verglich sie dann mit den Bestellungen, die auch wirklich aus Brügge eintrafen. Aber er musste auch dieses Mal bedrückt feststellen, dass die Zahlen einfach nicht übereinstimmten.

Deshalb seufzte er immer wieder schwer. Dann wieder galt sein Gram seinem Sohn, den er von ganzem Herzen liebte, obgleich er ihn schon lange nicht mehr verstand. Für Hugo würde er sich sogar die Hände abschlagen lassen, wenn er damit unter seiner Fassade undankbaren Verhaltens nur das Rohmaterial für einen guten Menschen zutage fördern würde. Denn der Zweifel, ob ein solcher wirklich in ihm steckte, nagte schon lange an Don Fernando.

Hugo hatte nur zwei Tage Zeit, um sich von seinen Bekannten zu verabschieden und sein Gepäck vorzubereiten; außerdem musste er sich eine heftige Standpauke von seiner Stiefmutter, Doña Urraca, anhören. Damiáns Mutter beschränkte sich nicht auf den Vorfall in Medina, sondern verurteilte sein ganzes Leben, das sie als erbärmlich und enttäuschend bezeichnete.

Wenigstens konnte Hugo noch seine beste Freundin Berenguela besuchen, die in der Nachbarschaft wohnte und Tochter eines anderen Händlers namens Don Sancho Ibáñez

war. Ibáñez war noch nicht so lange im Wollgeschäft tätig und verfügte über weitaus weniger finanzielle Mittel als Don Fernando. Seine Tochter war der Mensch auf dieser Welt, der Hugo am nächsten stand, und kannte ihn ihrer Meinung nach vermutlich besser als er sich selbst. Sie waren beide zwanzig Jahre alt und zusammen aufgewachsen. Wie es nur zwei Kinder konnten, die bloß ein paar Schritte auseinander wohnten, hatten sie Flegeljahre, Spiele, Geheimnisse, Streitereien, Vertraulichkeiten und Ratschläge miteinander geteilt. Sie waren die Sprösslinge zweier Familien, deren Väter durch mehr als nur eine flüchtige Bekanntschaft miteinander verbunden waren.

Wegen all dieser Umstände fiel Hugo sein Abschiedsbesuch bei Berenguela furchtbar schwer. Es war für ihn der lieblichste, aber auch bitterste Moment. Er dachte daran, wie hart die Nachricht seine Freundin treffen würde, jedoch auch daran, was er hier zurücklassen musste. Schließlich würde er sechs oder sieben Monate unterwegs sein, das wusste er selbst noch nicht genau, und diese Vorstellung war ihm unerträglich.

Da er bei den Ibáñez' fast wie zu Hause war, betrat Hugo gegen Mittag Berenguelas Zimmer, ohne anzuklopfen oder von den Bediensteten angekündigt zu werden. Mit einem Buch und ihrer Katze Canelilla auf dem Schoß saß Berenguela am Erkerfenster. An diesem strahlend schönen Tag fiel das Licht in jede Ecke dieses Zimmers, in dem Hugo und sie einst zusammen Ritter und Prinzessin gespielt, von weit entfernten Ländern der Welt geträumt oder sich geschlagen, miteinander Tränen gelacht und einander alles erzählt hatten.

Berenguela schaute auf. Als sie Hugo entdeckte und zu strahlen begann, zauberte ihr fröhliches Lächeln die typischen Grübchen auf ihre Wangen. Sie blieb sitzen und ließ

sich von Hugo zur Begrüßung auf die Stirn küssen, bemerkte aber schnell, wie finster sein Blick war.

»Kann ich davon ausgehen, dass du gekommen bist, um mir deine Version der Geschehnisse in Medina del Campo zu erzählen? Ich habe nämlich andere gehört, die ich kaum glauben kann!« Als sie zur Seite rückte, um Platz für ihn zu machen, protestierte die Katze miauend. »Aber jetzt sag mir doch erst einmal, was dich bedrückt.«

Hugo zögerte ein paar Sekunden. Beim Blick in ihre haselnussbraunen Augen fiel es ihm schwer, die richtigen Worte zu finden. Die Nachricht, die er zu verkünden hatte, würde sie schließlich ziemlich mitnehmen. Und wenn es einen einzigen Menschen auf dieser Welt gab, dem er nicht wehtun wollte, dann saß er hier neben ihm.

Deshalb seufzte Hugo, knetete seine Finger und rückte erst nach einer Weile mit der Wahrheit heraus: »Ich gehe morgen aus Burgos weg und weiß noch nicht, für wie lange.«

»Aber was sagst du da nur? Wo willst du denn hin?« Berenguela biss sich auf die Unterlippe. Diese Nachricht musste sie erst einmal verdauen.

»Mein Vater zwingt mich dazu, den Produktionsweg der Wolle bis nach Brügge zu begleiten, wo ich dann einige Zeit bleiben soll. Wie lange, kann ich leider nicht sagen. Mein Vater will mir damit endlich zeigen, was Arbeit bedeutet.«

»Aber ... Aber ... Das ist ja furchtbar«, murmelte Berenguela, die eine Spur blasser geworden war und feuchte Augen bekam. »Was soll ich denn nur ohne dich machen?«

Hugo strich ihr über die blonden Locken. »Ich weiß ... Und es tut mir so leid, denn du bist schließlich die Einzige, der ich hier fehlen werde. Bei mir zu Hause werden sie sich eher über meine Abwesenheit freuen, da bin ich mir sicher. Leider kann ich es nicht ändern, weil sich mein Vater nicht von seinem Plan abbringen lässt. Dabei kannst du dir be-

stimmt vorstellen, wie wenig Lust ich darauf habe. Und am meisten bedauere ich, dass ich deshalb auf unbestimmte Zeit von dir getrennt sein werde ...«

Jetzt konnte Berenguela sich nicht länger zusammenreißen und brach in Tränen aus. »Wem soll ich mich denn anvertrauen, bis du endlich wieder hier bist? Wer wird mich verstehen, wenn nur du das kannst?«, fragte sie schluchzend.

In ihrem Inneren brannte ein viel größerer Schmerz, als sie jetzt zum Ausdruck bringen konnte. Schon seit Langem sah sie in Hugo nämlich nicht mehr nur einen Freund, sondern liebte ihn von Herzen. So wie sie selbst herangewachsen war, war auch ihre Liebe von Jahr zu Jahr größer geworden, obgleich sie sie aus Furcht vor Zurückweisung stets versteckt hatte. Sie kannte Hugo gut und hatte nie den Eindruck gehabt, dass ihn etwas anderes als Freundschaft mit ihr verband. Deshalb hatte sie Angst, dass ihre tiefen Gefühle ihn verschrecken und fernhalten würden.

Jetzt versank sie in der Wärme seiner Umarmung, einer tröstenden Geste, die trotzdem wehtat. Dann lauschte sie seiner Schilderung des Vorfalls mit der Frau im Gasthof und konnte wieder einmal nicht verstehen, warum Hugo sich bloß derart gehen ließ. Aber sie biss sich auf die Zunge, immerhin wusste sie genau, dass er kein boshafter Mensch war. Der frühe Tod seiner Mutter hatte in ihm so viele Gefühle geweckt, die ihn manchmal zu für andere unverständlichen Handlungen trieben.

Berenguela rückte von Hugo ab, um ihm in die Augen zu sehen, und sehnte sich in diesem Moment so sehr danach, ihn zu küssen, dass sie die Fäuste ballen und die Fingernägel in ihrem Fleisch vergraben musste, um gegen den Impuls anzukämpfen. Stattdessen sagte sie bloß: »Hugo, bitte vergiss mich nie.«

»Wie sollte ich dich denn vergessen?«, antwortete er.

»Ich werde jeden Tag an dich denken. Und bis du wieder zurückkommst, werde ich dich hier in mir tragen.« Sie legte die Hand aufs Herz. »Du weißt doch, was das bedeutet, nicht wahr?«

Hugo antwortete nicht. Die Botschaft war angekommen, und er verwahrte sie tief in seinem Inneren. Dann ließ er den Blick aufmerksam, ohne Eile über Berenguelas Gesicht, ihre Augen und Wangen wandern. Am Ende drückte er ihr einen langen Kuss auf die Stirn, der von Herzen kam. Einen Kuss, der für sie leider nur von Freundschaft zeugte, einen Kuss zum Abschied, einem langen, schmerzhaften Abschied.

3

Pineda de la Sierra, Sierra de la Demanda, Juni 1474

Die sechs jungen Männer, die bis zur Hüfte im Fluss Arlanzón standen, um dort die gerade aus Cuéllar eingetroffenen Vliese zu waschen, spürten ihre Zehen kaum noch. Obwohl das Wasser in diesem milden Frühling nicht besonders kalt war, hatten ihre Beine nach drei Stunden jegliche Wärme abgegeben und liefen langsam blau an.

Unter den nassen Arbeitern befand sich auch Hugo de Covarrubias, der von Don Fernandos Verwalter und rechter Hand, Policarpo Ruiz, ständig überwacht wurde. Ruiz war ihm quasi zum Gefängniswärter geworden.

Hugos Vater pachtete jedes Jahr den Bereich rund um den Fluss unterhalb von Pineda de la Sierra, weil dort die Wasser kraftvoll flossen und man die Wolle am Ende auf einem angrenzenden Feld in der Sonne trocknen lassen konnte. Bis dahin fehlten jedoch noch viele Arbeitsgänge, die Hugo nun alle durchlaufen würde.

Mit einem langen Brett bewaffnet, bearbeitete er eine neue Fuhre Vlies, um den größten Schmutz loszuwerden, und nieste wegen des Staubs, der von dem riesigen Berg der noch ungewaschenen trockenen Wolle am Ufer aufstieg. Je nach Windrichtung schwebte die graue Wolke daraus entweder aufs Dorf zu oder legte sich über diejenigen, die rund um den Fluss ihre Arbeit verrichteten.

Hugo hasste Wolle, und hier gab es davon genug, um sie

ihm für alle Ewigkeiten zu verleiden. Er warf einen flehentlichen Blick zu Policarpo Ruiz hinüber, der auf einem Baumstamm saß und ihn genau im Auge behielt. Zum fünften Mal an diesem Morgen wurde ihm jedoch mit einem Kopfschütteln eine kurze Pause verwehrt.

Hugo verfluchte sein Schicksal und stieß verbittert die Luft aus, fuhr jedoch mit seiner Arbeit fort.

Policarpo sprach derweil mit dem Sortierer Genaro, der die Vliese nach Qualität klassifizierte und den er schon seit vielen Jahren kannte.

»Ich verstehe ja immer noch nicht, warum du Don Fernandos Sohn mitgebracht hast. Was zum Teufel hat das zu bedeuten?« Beim Reden kratzte sich Genaro hektisch am Kopf, sodass sich eine schmutzige Kruste löste. Als er es bemerkte, fluchte er lautstark. »Deinetwegen müssen wir jetzt noch besser aufpassen.«

Genaro war so klein, dass viele ihn für einen Zwerg hielten, dennoch wagte sich ihm niemand zu widersetzen, wenn er seine Befehle brüllte. Er war ein grober Mann mit rauher Stimme und nervösem Temperament. Außerdem wurde Genaro von einem seltsamen Leiden geplagt: Etwa jede halbe Stunde verspürte er an irgendeiner Stelle seines Körpers starken Juckreiz. Er behauptete immer, dass es mit den Schafen und ihren Flöhen zu tun habe, war von dem Kribbeln allerdings so besessen, dass er sich auch ohne Kontakt zu diesen Tieren ständig kratzen musste.

»Das stimmt, wir dürfen nicht unachtsam werden.« Policarpo trat nach einem Steinchen. Dann bemerkte er ein Strohhälmchen auf seiner perfekten Seidenweste und zupfte es sofort weg. Er bot einen völlig anderen Anblick als sein Gesprächspartner. Policarpo sah sich selbst als Edelmann, er genoss Luxus und ein bequemes Leben, kleidete sich stets elegant. Obwohl er die vierzig bereits weit überschritten

hatte, zog er durch seine schlanke Figur und sein attraktives Äußeres immer noch viele Frauen an, selbst weitaus jüngere. Jetzt drehte er sich zu einem heranrumpelnden Karren um, der für heute die letzten Säcke mit Wolle brachte.

»Seine Anwesenheit stört mich genauso wie dich, oder vielleicht noch mehr. Aber sein Vater ist mit seiner Geduld am Ende und weiß einfach nicht, was er sonst mit ihm machen soll. Mir hat er angetragen, ihn ordentlich schufteln zu lassen und wegen seines Namens keinerlei Rücksicht auf ihn zu nehmen.«

Genaro rief einen seiner Helfer, um ihn zu fragen, ob die Tröge bereits mit heißem Wasser gefüllt worden seien. Nach dessen Bestätigung erhob sich Genaro ein wenig schwerfällig und forderte Policarpo auf, ihn doch zu begleiten. Als sie sich in Bewegung setzten, ging es wieder um Don Fernandos Sohn.

»Also, hier wird er nun wirklich genug zu tun haben.« Genaros offenes Lächeln stellte nur zwei Zähne zur Schau. »Bevor wir uns um unsere Angelegenheiten kümmern, spreche ich am besten mit dem obersten Bottichmeister, damit er weiß, was er mit dem Burschen anfangen und welche Aufgaben er ihm übertragen soll. Geh du doch rüber ins Lager und beginn schon mit der Abrechnung, ich komme gleich nach.«

Policarpo machte sich auf den Weg zum größten der Gebäude, aber nicht, ohne vorher noch einen letzten Blick zu Hugo hinüberzuwerfen.

Der schlug sich im Wasser mit einer enormen Masse nasser Wolle herum, die beinahe von der Strömung mitgerissen wurde.

Policarpo hörte das Klagen des jungen Mannes und die strengen Worte eines Vorarbeiters in seiner Nähe.

Don Fernandos Verwalter war schon seit über zwanzig

Jahren für die Familie tätig und kannte sich perfekt mit den Abläufen bei der Wollverarbeitung aus. Direkt nach dem Scheren wurde die Wolle eigener oder gepachteter Herden zusammen mit solcher, die von Viehzüchtern angekauft worden war, angeliefert und sortiert. Aber damit endete die Aufgabe von Policarpo Ruiz noch nicht, im Anschluss organisierte er nämlich den Transport der Vliese zu den Wollwäschereien wie dieser hier in Pineda de la Sierra, im Landkreis La Demanda. Er überwachte die Kennzeichnung der Säcke gemäß ihrer Qualität, mietete im Hafen Lagerräume an, bezahlte Steuern und Versicherungen und den Transport auf Schiffen bis zu ihrem Ziel, zumeist in Flandern.

Seine Arbeit als Repräsentant eines so wichtigen Händlers aus Burgos wie Don Fernando war erst dann zu Ende, wenn die Ware in den Lagerhäusern der Käufer in Brügge oder Antwerpen eintraf und er in der jeweiligen Stadt alle von der als Consulado bezeichneten Zweigstelle der Kaufmannsgilde festgelegten Formalitäten für diese Lieferung erfüllt hatte. Da der Erfolg des Geschäfts größtenteils von ihm abhing, wurde er von Don Fernando, der volles Vertrauen in ihn setzte, fürstlich bezahlt.

Beim Betreten des Gebäudes spürte Policarpo, wie kühl es darin durch die dicken Steinwände war. Das große Fenster unter dem Vordach stand offen, um das Auslüften der Ware zu erleichtern.

Im Inneren lag Wolle aus über dreihundert bereits sortierten Säcken zum Trocknen, die Hälfte von Don Fernando de Covarrubias, die andere Hälfte von Don Sancho Ibáñez, Berenguelas Vater.

Don Sancho gehörte einer neuen Generation von Händlern aus Burgos an, die in Brügge noch nicht sehr bekannt waren, und wollte sich in diesem schwierigen Geschäft gerne einen Namen machen.

Jetzt bestand Policarpus Aufgabe darin zu entscheiden, welche von den gerade eingetroffenen Säcken er für den Weitertransport nach Portugaleta zu den bereits lagernden von de Covarrubias hinzufügte.

Er holte ein Rechnungsbüchlein und ein silbernes Döschen mit kleinem Tintenfass und Feder hervor, um sich die bereits zugeordneten zu notieren. Die als »Florete« bezeichnete exquisiteste Wolle stammte ausschließlich von Rücken, Hals und Rippen frei laufender Merinoschafe. Für die etwas weniger hochwertige »Reflorete« schor man Merinoschafe aus Gehegehaltung. Die mittelfeine Wolle der zweiten, dritten und vierten Qualitätskategorie stammte von weniger erlesenen Rassen, toten Tieren oder Fellen, die man Metzgern abgekauft hatte.

Don Fernando de Covarrubias hatte sich seinen guten Ruf und seinen einstigen großen Kundenstamm im Ausland vor Jahren dadurch erworben, dass er stets höchstpersönlich die besten Herden ausgesucht hatte. So hatte er sich vorzügliche Florete-Wolle sichern können und weniger als ein Zehntel der Ware als Reflorete aussortieren müssen. Wolle niedrigerer Qualitätsklassen hatte er gar nicht erst angeboten.

Im Laufe der Zeit hatte Policarpo seine Aufgaben übernommen und war dabei nach denselben Kriterien verfahren, um die gleichen Proportionen bei den Kategorien beizubehalten. Seit fünf Jahren hatte sich die Situation jedoch verschlechtert, und Don Fernando verkaufte mit jedem Jahr minderwertigere Wolle, das stand zumindest in den Geschäftsbüchern, die Policarpo ihm vorlegte.

In der Nähe des Lagerhauses, in einem größeren, aber niedrigeren Gebäude, befanden sich zwei riesige Steinbotte von sieben oder acht Spannen Breite und fünf Spannen Tiefe. Hier wurde die Wolle zum zweiten Mal gewaschen, dieses Mal mit heißem Wasser.

Aus einem riesigen Kessel mit einem Fassungsvermögen von 600 Arroba wurden diese Bottiche mit beinahe kochendem Wasser gefüllt. Zunächst nutzte man es für die schmutzigsten Vliese, für die Wolle vom Schwanz und Hinterteil des Tieres, die natürlich die meisten Flecken hatte. Später wurden dann die besseren Vliese mit inzwischen lauwarmem Wasser gereinigt.

Zusammen mit fünf anderen Arbeitern stieg Hugo in den ersten Bottich. So durchgefroren, wie er nach der Arbeit im Fluss war, empfand er das bis zur Brust gehende heiße Wasser zunächst als angenehm. Schon bald wurde es ihm jedoch zur Qual, und sein Körper begann sich gegen die hohen Temperaturen aufzulehnen. Als Hugo dann bemerkte, dass die Leiter weggezogen wurde, mit der er hinabgestiegen war, geriet er in Panik. Laut schreiend, verlangte er, aus dem Wasser gelassen zu werden, und konnte nicht verstehen, wieso die anderen nicht protestierten.

»Mein Junge, je weniger du dich bewegst, desto besser erträgst du die Hitze. Jetzt sei schon still, du hast dich bald daran gewöhnt!«, mahnte einer der anderen.

»Werft die erste Fuhre Wolle runter!«, rief nun jemand, der als Bottichmeister bezeichnet wurde. Er sah Hugo an und erklärte ihm, welche Arbeitsschritte jetzt anstanden: »Von deinen vier Kameraden werden zwei die Wolle auflockern, die anderen beiden bewegen sie hin und her und trampeln darauf herum. Das ist auch deine Aufgabe, bring die Vliese im Wasser zum Rotieren. Sieh es dir zunächst gut an, bevor du dabei hilfst.«

Noch während er diese Worte aussprach, flog auch schon die erste Ladung in den Bottich, die vom Fluss bereits nass war. Weil Hugo die Erfahrung fehlte, wich er nicht wie die anderen Männer aus, wurde von einem riesigen Batzen triefender Wolle getroffen und unter Wasser gezogen. Er fürch-

tete schon, in der Gluthitze sterben zu müssen, als er sich durch die unförmige, gelblich weiße Masse nach oben zu kämpfen versuchte. Durch das Wedeln mit den Armen verhedderte er sich nur noch mehr in den Fasern und war drauf und dran zu ertrinken. Schließlich wurde er von zwei starken Armen an die Oberfläche gezogen und dort mit lautem Gelächter in Empfang genommen.

Hugo schlief seit zwei Tagen auf dem Boden eines Wagens, weil sich Policarpo geweigert hatte, ihm ein Zimmer im Gasthaus zu geben. Nachdem er sich den ganzen Morgen mit immer neuen Bergen schwerer, nasser Wolle herumgeschlagen hatte, hatte ihm das hier gerade noch gefehlt, und er war langsam am Ende seiner Kräfte.

»Schiebt die Leiter herunter, ich verschwinde hier nämlich!«, rief er nach oben. »In dieser Hölle halte ich es nicht eine Sekunde länger aus!«

Sein Wunsch wurde aber nicht erfüllt, stattdessen bekam er einen so heftigen Schlag gegen die linke Schläfe, dass seine Augenbraue aufplatzte.

Der strenge Blick des Bottichmeisters und seine geballten Fäuste gaben Hugo zu verstehen, dass es noch weitere Prügel setzen würde, wenn er sich nicht am Riemen riss. Allerdings blutete seine Augenbraue jetzt so heftig, dass sich das Wasser im Bottich zu verfärben begann. Deshalb bat der Meister schnell um einen Lappen, den sich Hugo auf die Wunde pressen konnte, um die Wolle zu schützen.

»Hier wird gearbeitet! Und wenn du nicht mitmachst, hast du auch keinen Anspruch auf deine Essensration.«

Hugo schluckte Stolz und Wut hinunter, beobachtete genau die Handgriffe seiner Kameraden und tat es ihnen dann gleich.

Nach einer Stunde wurde die gereinigte Wolle aus dem Wasser geholt und in riesige Körbe verfrachtet, die man auf

durchlöchernte Bretter stellte. Dann begab sich ein Arbeiter in jeden Korb und traktierte die Wolle drei Stunden lang mit den Füßen, um sie aufzulockern und die Flüssigkeit herauszupressen.

Die lockersten Wollfetzen wurden aus dem Korb entnommen und zunächst auf eine Schräge aus Holzbrettern, dann aus Steinplatten gelegt.

Das Mittagessen war der einzige Moment des Tages, an dem Hugo kurz verschlafen konnte, allerdings hatte er auch dafür nur eine halbe Stunde Zeit. Er tunkte das ihm zugeteilte Stück Brot in den Kichererbseneintopf und trank seine Viertellarroba schlechten Wein so emsig, als handle es sich um den erlesensten Rebensaft der Welt. Dabei dachte er bei sich, dass hier nicht die harte Arbeit das Schlimmste war, sondern ihr Zweck. Sein Vater lag falsch, wenn er glaubte, damit wirklich seine Einstellung ändern zu können. Das Schleppen und Waschen der Wolle, die endlosen Stunden der Plackerei ließen nur Hugos körperliche Kräfte schwinden, aber nicht seine Entschlossenheit, sich weit weg vom Familienunternehmen ein Auskommen zu suchen. Hier machte er sich zwar bis ins letzte Detail mit dem Wollgeschäft vertraut, aber er würde es nie lieben lernen.

Sie würden noch den ganzen Nachmittag und Abend, bis zum Einbruch der Dunkelheit um kurz vor neun, arbeiten.

Nachdem die Wolle auf Steinplatten vorgetrocknet war, wurde sie zusammengepackt und hinaus auf die Wiese gebracht, wo als »Viñas« bezeichnete kleine Haufen daraus gebildet wurden. Nach eineinhalb Stunden wurde die Wolle auf der ganzen Wiese verteilt und am nächsten Morgen gewendet. Das wiederholte man dann während der nächsten drei Tage – drei Sonnenaufgänge und dreimal Wenden, bis man das trockene Material zu Haufen von eineinhalb Arroba zusammenfügen konnte. Von diesem Moment an musste

man die Wolle nur noch fest zusammenpressen, um sie dann in ein als »Marga« bekanntes großes Tuch zu packen, das zusammengenäht einen Sack von achteinhalb Arroba ergab. Vor dem Abtransport vermerkte man darauf mit Röteln den Namen des Besitzers und die Qualitätsklasse.

Hugo nahm sein Abendessen aus einem Stück Käse und Kuchen zum Nachtschiff mit zu seinem Lager, wo er neben über hundert anderen Arbeitern die Nacht verbringen würde. Er hatte kaum fertig gegessen, da fielen ihm vor Müdigkeit auch schon die Augen zu.

Eine Stunde später verließen zwei Männer das Lagerhaus, in dem die Wollsäcke aufbewahrt wurden, einer von ihnen mit zehn Golddublonen in der Tasche. Der andere schob seine Stange Siegelack sorgfältig in ihre Hülle.

»Es war mir ein Vergnügen, mit dir Geschäfte zu machen«, sagte der Zwerg zum Abschied.

Policarpo Ruiz, de Covarrubias' Vertrauensmann, lächelte als Antwort bloß.

4

Auf dem Weg nach Portugalete, Biskaya, Juni 1474

Die Zunft der Fuhrleute von Burgos und Soria hatte das Monopol auf den Transport der Wolle von den Wäschereien des Königreichs Kastilien bis zu den Häfen von Transierra, Santander, Laredo und Castro Urdiales oder bis zu denen in der Biskaya.

Die Vereinigung stellte dafür fast achttausend Karren und beinahe zwanzigtausend Ochsen bereit. Unterwegs war die Wollkarawane allerdings nicht gern gesehen, weil sie von der Krone viele besondere Befugnisse erhalten hatte: Bei diesem Transport musste kein Wegezoll bezahlt werden, das Vieh durfte frei grasen, und es durfte für die Reparatur von Wagen so viel Holz wie nötig geschlagen werden. Dies und viele weitere Privilegien erzürnten die Bewohner in den Dörfern und Städten auf ihrem Weg.

Dieses Mal bestand die Wagenkolonne aus sechzig Karren und mehr als zweihundert Personen, die Don Fernandos Vertrauensmann angeheuert hatte.

Am letzten Tag im Juni spannte man bei Tagesanbruch die Ochsen ein und gab das Signal zum Aufbruch. Zusätzlich zu den einhundertzwanzig Ochsen, welche jetzt die Wagen zogen, wurden noch zehn zum Auswechseln mitgenommen, drei Pferde für die Aufseher, ein Dutzend Esel, drei Milchkühe und für die Fleischversorgung Rinder, die man unterwegs nach und nach schlachten würde.

Die letzten vier Wagen waren mit Werkzeug, Hafer und Johannisbrot für die Ochsen sowie all den Töpfen und Küchenutensilien beladen, die zum Verpflegen dieser großen Gruppe nötig waren.

Auf einem der mit immer fünf Säcken beladenen Wagen plauderte Hugo gegen zehn Uhr morgens mit einem Jüngling in seinem Alter. Vorn hielt der Kutscher die Zügel in der Hand. Er wurde von einem Stellmacher begleitet, der unterwegs zerbrochene Wagenteile reparieren oder austauschen sollte.

Abgesehen von diesen beiden Männern mit ihren klar umrissenen Aufgaben, gab es pro fünf Wagen jeweils einen Verantwortlichen für das Vieh, der unterwegs nach passenden Tränken und Weiden Ausschau hielt.

»Ich hätte ja nie gedacht, dass jede Faser des Körpers gleichzeitig schmerzen kann, egal wie ich mich hinsetze ...«, stöhnte Hugo und streckte vorsichtig die Beine aus, um Krämpfe zu vermeiden.

Am Abend zuvor hatten sechzig junge Männer mit reiner Muskelkraft die Karren mit den dreihundert Säcken beladen, die es insgesamt auf mehr als zweitausendzweihundertfünfzig Arroba Gewicht brachten.

Jetzt waren die Wagen bereits seit vier Stunden unterwegs. Hugo hatte gehört, dass sie bis zum ersten Halt, bei dem die Tiere ein wenig verschnaufen könnten, noch eine weitere Stunde fahren würden.

»Das Schleppen der Säcke ist hart. Sie dann auf die Wagen zu hieven, wie ich gestern musste, aber erst recht. Das ist eine Aufgabe für echte Männer, nicht für Memmen! Ich heiße übrigens Bruno ...«, schnaubte der junge Kerl an seiner Seite grimmig.

Hugo nahm ihm den Kommentar nicht übel. Dieser Bruno war vielleicht ein Großmaul, aber kein schlechter Kerl. Er

hatte Hugo erzählt, dass er aus Pancorbo stammte, aus einem Ort, der zur Hermandad de Álava gehörte. Dort würden sie in zwei Tagen vorbeikommen, nachdem sie Burgos durchquert hatten.

Jetzt fuhren sie erst einmal einen weitläufigen Hügel hinunter, und da Hugo auf einem der letzten Wagen saß, erstreckte sich nun die ganze Kolonne vor ihm. Es wunderte ihn, wie lang sie war.

»Es wird gemunkelt, du wärst der Sohn vom Besitzer dieser ganzen Wolle ...«, brummelte jetzt Bruno und schaute aus dem Augenwinkel zu ihm hinüber.

»Das stimmt, sie gehört tatsächlich meinem Vater.«

Bruno gefiel Hugos unverblümete Antwort, und da er selbst auch kein Blatt vor den Mund nahm, zögerte er nicht lange mit seiner nächsten Frage: »Bist du dann hier, um uns auszuspionieren?« Er biss die Zähne zusammen, und sein Blick wurde finster. »Wenn du mich schlechtmachst und ich deshalb meine Arbeit verliere, dann schlitze ich dich auf und zieh dir das Fell ab wie einem Kaninchen!«

Hugo erklärte ihm zwar nur mit knappen Worten, warum er an der Fahrt teilnahm, verriet dabei aber so viel, dass Bruno sich eine Vorstellung von seiner momentanen Situation machen konnte.

»Du Mistkerl ... Da hattest du alles im Leben, musstest nie schwere Zeiten durchmachen und hast deine glorreiche Zukunft voller Luxus einfach zum Teufel gejagt!«

Mit diesem Ausruf, der Bruno ganz spontan entfahren war, hatte der junge Bursche nicht unrecht.

Hugo starrte zum Horizont hinüber. »Das mag stimmen, wahrscheinlich bin ich wirklich ein ziemlicher Mistkerl«, murmelte er bloß und vermied es, sich zu dem Thema weiter zu äußern.

»Allerdings«, schnaubte Bruno, der immer noch nicht fas-

sen konnte, was er gerade gehört hatte. »Mein Vater hatte schon vor seinem dreißigsten Lebensjahr keine Haare und Zähne mehr, weil er eine Ehefrau und sechs Kinder versorgen musste und irgendwann seine Arbeit auf dem Land des Grafen verloren hat. Als der Älteste erinnere ich mich an diese Zeit vermutlich besser als meine Geschwister. Damals war ich acht Jahre alt, und ich weiß noch, dass meine Mutter eine Woche lang jeden Abend Suppe aus dem gleichen Schweineknochen gekocht hat. Als man uns schließlich aus dem Haus geworfen hat, mussten wir im Freien schlafen und haben draußen irgendwo Unterschlupf gesucht. Meine kleinen Geschwister hatten so großen Hunger, dass sie sich oft im Schweinestall mit den Tieren um das Futter geprügelt haben. Mein Vater hat nie wieder Arbeit gefunden, und das alles nur, weil er eines Tages den Grafen beleidigt hat. Ich war dabei, und diese Lektion werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Mein Vater hat ihm nur eins vorgeworfen, ihm nämlich seine Freiheit geraubt zu haben.«

Hugo war nachdenklich geworden. »Wie alt warst du denn, als du angefangen hast zu arbeiten?«

»Das mit den Wagen mache ich erst seit zwei Jahren, vorher habe ich seit meinem zehnten Lebensjahr Schafställe ausgemistet, und bei meinen Brüdern war es genauso. Zu viert gelingt es uns jetzt halbwegs, unsere Familie durchzubringen, aber wir sind immer noch arm.«

Seine dunklen Augen durchbohrten Hugo und versuchten zu ergründen, welchen Eindruck seine Worte auf ihn machten. »Ich kann nicht einmal sagen, warum ich dir das überhaupt erzähle. Du weißt doch gar nicht, was Armut heißt.«

»Wenn Armut wirklich den Verlust der Freiheit bedeutet, wie es dein Vater gesagt hat, dann komme ich mir genauso arm vor wie ihr ...«, überlegte Hugo.

»Ja, das sind schon merkwürdige Umstände«, nickte Bruno. »Du arbeitest als Strafe, und ich, um dem Hunger zu entgehen, der wie eine Strafe ist. Dabei wollen wir doch beide nur eins: unsere Freiheit.«

Jetzt unterbrachen sie ihre Unterhaltung, weil sich Policarpo auf seinem Pferd näherte, um Hugo für die anstehende Pause des Trecks neue Anweisungen zu erteilen. Aber noch bevor er den Wagen der beiden erreicht hatte, war ein Knacken zu hören, unter einem der Karren brach ein Rad weg, und sein ganzer Inhalt ergoss sich auf die Wiese. Das Schlimmste daran war, dass einige der Säcke bis zu einem nahen Bach hinunterrollten. Der Verwalter bohrte dem Pferd die Hacken in die Seiten und eilte zur Unfallstelle hinüber.

Bruno sah ihm hinterher und verfluchte ihn innerlich. »Wie verstehst du dich eigentlich mit dem da?«

»Weder gut noch schlecht. Er befolgt die Befehle meines Vaters, und ich muss die seinen befolgen. Policarpo Ruiz arbeitet schon seit Urzeiten für meine Familie, trotzdem hatten wir nie viel Kontakt. Mein Vater vertraut ihm aber voll und ganz.«

Bruno wusste nicht recht, ob er dazu etwas sagen sollte. Seine neue Bekanntschaft war ihm sympathisch, Hugo schien ein Mann mit Überzeugungen zu sein und wirkte gar nicht wie das typische verwöhnte Muttersöhnchen.

Allerdings wollte Bruno seine Arbeit nicht dadurch aufs Spiel setzen, dass er Dinge erzählte, die man später gegen ihn verwenden könnte. Er betrachtete die Markierung des Sackes, auf dem er saß, und der anderen Säcke hier im Wagen – sie waren alle von zweitbesten Qualität. Nun biss er sich auf die Lippe und überlegte, welche Worte er am besten wählen sollte, schließlich spuckte er es jedoch einfach aus: »Den solltest du besser im Auge behalten ... traue ihm nicht über den Weg.«

Der Unfall des Wagens hielt die ganze Kolonne auf, deshalb nutzte man den Moment für die erste Pause des Tages. Die Ochsen wurden ausgespannt und auf eine Wiese geführt, wo sie drei Stunden lang nach Herzenslust grasen, ausruhen und wiederkäuen konnten. In der Zwischenzeit überprüften die Stellmacher die Wagen, reparierten oder ersetzten kaputte Teile und fetteten die Achsen.

Die drei Aufseher ritten vor, um im nächsten Ort bei den Behörden die Nachweise für ihre Privilegien vorzulegen, frischen Proviant zu kaufen und den Zustand von Wegen und Weiden zu überprüfen.

Hugo erfuhr, dass im Laufe des Tages noch ein zweiter Zwischenhalt eingelegt werden würde und dann ein dritter Halt am Abend, wenn sie die Wagen zu einem Kreis anordnen und mit den Ochsen in der Mitte die Nacht unter freiem Himmel verbringen würden.

Am ersten Abend rasteten sie in der Nähe des Örtchens Ibeas de Juarros, etwa eine halbe Tagesreise von Burgos entfernt. Nun probierte Hugo das traditionelle Essen dieser Fahrten, ein köstliches Gericht, das »Ajo carretero« genannt wurde: Es wurde wie ein Eintopf gekocht, dann wurden Fleisch und Suppe jedoch getrennt serviert. Während der Mahlzeit rund ums Lagerfeuer der Wagenburg genoss Hugo das Essen und die Kameradschaft zwischen Kutschern und Helfern, die Anekdoten erzählten, und den Abschluss des Abends mit Flötenmusik und Volksliedern.

Einige der Wagenführer waren mit der ganzen Familie unterwegs, und Hugo beobachtete, wie Bruno mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines Kutschers, schäkerte. Er fragte sich, was in diesem Moment wohl seine gute Freundin Berenguela machte, die ganz in der Nähe war. Seit dem Abschied von ihr waren ja erst ein paar Wochen verstrichen, trotzdem fehlten ihm ihre Gesellschaft und die Unterhaltungen mit ihr.

Berenguela hörte zwei Männer in der Bibliothek des Hauses miteinander sprechen. Bei der einen Stimme handelte es sich um die ihres Vaters, und auch die andere kam ihr merkwürdig bekannt vor und weckte ihre Neugier. Also schlich sie durch den Flur, um an der Tür zur Bibliothek zu lauschen. Als sie die Ohren spitzte, strich ihr etwas um die Beine und jagte ihr einen gehörigen Schrecken ein. Es war Canelilla, die sofort verscheucht wurde, damit sie nicht verräterisch maunzte. Die Katze schien zu begreifen und verschwand den Flur entlang, sodass sich ihre Besitzerin wieder der Tür zuwenden konnte. Genau verstehen konnte Berenguela nicht, was da geredet wurde, ihr Herz machte jedoch einen Satz, weil die fremde Stimme ein wenig wie die von Hugo klang. Nun sagte ihr Vater etwas, was wie »Dann machen wir es so!« klang. Der andere Mann schlug vor, darauf anzustoßen. Nachdem zwei Gläser geklirrt hatten, sprach der unbekannte Besucher zu Berenguelas Verwunderung ihren Namen aus und bat darum, sie sehen zu dürfen. Schnell huschte sie zurück in den Salon, wo sie an einer Näharbeit gesessen hatte, und wartete dort mit klopfendem Herzen. Sie hörte Schritte. So langsam verstand sie gar nichts mehr. Berenguela hätte schwören können, dass die Stimme zu Hugo gehört hatte. Aber warum hätte der denn hier mit ihrem Vater sprechen sollen, statt Don Fernandos Auftrag zu erfüllen?

Sie versuchte, sich auf ihre Handarbeit zu konzentrieren, war jedoch so aufgereggt, dass der nächste Stich danebenging und sie sich in den Finger pikte. Als nun die Tür aufging und ihr Vater mit *Damián de Covarrubias* erschien, überkam sie eine düstere Vorahnung.

»Guten Abend, mein Kind. Schau mal, wer gekommen ist.«

Damián lächelte und kam zu ihr herüber, um ihr die Hand zu küssen. Hastig reichte Berenguela ihm die Hand, an der

sie wegen ihres blutenden Fingers nicht gelutscht hatte. Sie begriff nicht, was Damián hier bei ihnen zu Hause wollte, erst recht nicht zu so später Stunde, und was er mit ihrem Vater beredet hatte.

»Hast du etwas von Hugo gehört?«, war die einzige Frage, die ihr in den Sinn kam.

»Was soll ich von dem schon hören?«, antwortete Damián barsch. »So wie ich ihn kenne, wird er wie in Medina die ganze Zeit nur herumjammern und fremde Damen belästigen.«

Berenguela runzelte die Stirn.

»Hör mir gut zu, mein Kind«, sagte jetzt ihr Vater. »Ich weiß nicht, ob du schon erfahren hast, dass Don Fernando die Leitung seiner Geschäfte von nun an in Damiáns Hände legen wird. Und Damián hat mich soeben um die Erlaubnis gebeten, dich in Zukunft regelmäßig besuchen zu dürfen. Da habe ich natürlich meine Zustimmung gegeben.«

Diese Enthüllung war schon schlimm genug, und dass Don Sancho seiner Tochter jetzt auch noch zuzwinkerte, machte es nicht besser.

Berenguela war sich bewusst, dass die meisten jungen Damen ihres Alters sich wohl nach solch einer Absichtserklärung verzehrt hätten. Schließlich war Damián von den beiden Brüdern der attraktivere und freundlichere. Mehr konnte man von einem Verehrer kaum erwarten, vor allem jetzt, wo Damián einem der größten Unternehmen von Burgos vorstand.

Aber sie kannte Damián und hatte sich nie zu ihm hingezogen gefühlt, dafür hatte Hugo ihr einfach zu viel über ihn erzählt, ihr von unehrenhaftem Verhalten berichtet.

»Vater«, sagte sie und vermied es dabei, Damián anzusehen, »ich weiß Euer Vertrauen in mich zwar zu schätzen, aber ...«

»Kein Aber!« Don Sancho ließ sie gar nicht zu Wort kommen und wandte sich sofort wieder an den Besucher: »Damián, du kannst meine Tochter besuchen, wann immer du willst. Geht meinerwegen zusammen spazieren und lernt euch besser kennen. Willkommen in unserer Familie!«

Entsetzt starrte Berenguela ihren Vater an. Sobald Damián gegangen war, würde sie unbedingt mit ihm sprechen müssen.

Jetzt lächelte sie einfach nur höflich und ließ sich erneut die Hand küssen. Sie konnte nicht einmal die Einladung zu einem Ausritt an den Ufern des Arlanzón am nächsten Tag ablehnen. Damián sprach davon, ihr die Bauarbeiten an der Kartause Santa María de Miraflores zeigen zu wollen, aber sie hörte ihm gar nicht richtig zu.

»Ich hole dich morgen Nachmittag um vier Uhr hier ab.«

»Sie wird bereit sein«, kam Don Sancho Berenguela mit der Antwort zuvor.

Der junge Mann wirkte selig.

»Komm, ich bringe dich noch zur Tür«, sagte Don Sancho. Er hakte sich mit einer Vertrautheit bei seinem Gast unter, die seiner Tochter überhaupt nicht gefiel.

Als Berenguela allein zurückblieb, seufzte sie tief, weil sie genau wusste, in welcher Gefahr ihr armes Herz nun schwebte. Beim Gedanken an Hugo lief ihr zuerst eine Träne über die Wange, dann begann sie, haltlos zu schluchzen.

Canelilla spitzte die Ohren, kam zu ihr herüber und schenkte ihr ein mitleidvolles Schnurren.

5

Portugalete, Biskaya, Juli 1474

Der Hafen von Portugalete war nicht so groß wie der wichtige Umschlagplatz in Santander, gewann aber immer mehr an Bedeutung. Das lag zum Teil auch daran, dass das Lagern der Wolle hier günstiger war.

Sechs Tage nach dem Aufbruch in Pineda de la Sierra erreichte Hugo nun mit der Wollkarawane seines Vaters diesen Hafen.

Jetzt mussten dreihundert Säcke abgeladen werden. Hugo schuftete wie jeder andere auch und ruinierte sich dabei beinahe den Rücken, denn in der Hitze scheuerte das grobe Sackleinen über die nackte Haut und ließ sie feuerrot zurück. Dass er diesen beschwerlichen Teil der Reise der Wolle an der Seite seines neuen Freundes Bruno durchlebte, verband die beiden nur noch mehr miteinander.

Inzwischen war das Vertrauen zwischen ihnen so groß, dass Bruno am letzten Abend vor dem Eintreffen im Hafen alle Vorsicht über Bord geworfen und Hugo seinen Verdacht in Bezug auf Policarpo verraten hatte.

Jetzt wusste Hugo also, dass der Sortierer, »dieser Zwerg«, und Policarpo mehrmals im Lagerhaus der Wäscherei dabei beobachtet worden waren, wie sie bislang unmarkierte Säcke mit Wolle seines Vaters durch andere ersetzt hatten.

»Diese anderen stammten von einem gewissen Sancho Ibáñez«, hatte Bruno erklärt, ohne zu wissen, dass Hugo den

Erwähnten gut kannte. »Und es werden dabei ordentliche Summen bezahlt.«

Nach der Nachricht von diesem erbärmlichen Betrug hatte Hugo die ganze Nacht nicht geschlafen. Es war nämlich eine Sache, dass er sich nicht für das Wollgeschäft interessierte, aber eine ganz andere, dass sein Vater von dem Angestellten betrogen wurde, dem er am meisten vertraute. Und dann hatte auch noch Berenguelas Vater die Finger mit im Spiel, der Don Fernando gegenüber doch als Freund auftrat!

Policarpo war vom Hafen aus losgeritten, noch bevor alle Wagen entladen waren, um sich in der Stadt um den Wegezoll, die Bezahlung des Transports und die Hafensteuern zu kümmern. Für die Erledigung dieser Formalitäten, die vor dem Beladen des Frachtschiffes nötig waren, würde er zusätzlich zu seinem von Don Fernando gezahlten Wochenlohn noch eine Prämie von siebzehn Maravedi pro Sack bekommen. Am Transport der Wolle bis nach Portugalete verdiente Policarpo also insgesamt viertausendzweihundert Maravedi, gutes Geld im Vergleich zu den fünfzig, die die Helfer für ihre Arbeit bekamen.

Brunos Hinweis hatte Hugo auf die Fährte einer hässlichen Angelegenheit gebracht. Er brauchte jedoch Beweise, bevor er seinen Vater darüber informieren konnte, und er wusste nun wirklich nicht, wie er diese finden sollte.

Irgendwann musste auch Bruno aufbrechen, da er beim Beladen der jetzt leeren Wagen helfen würde: Man nutzte die Rückfahrt nach Burgos, um damit Trockenfisch und Eisenerzeugnisse zu transportieren.

Die beiden jungen Männer verabschiedeten sich mit aufmunternden Worten voneinander.

»Es tut mir leid, dass ich dich vorschnell verurteilt habe«, sagte Bruno. »Ich habe nicht viele Freunde, nur eine Handvoll, und würde dich gerne zu diesem Grüppchen zählen. Es

wäre schön, wenn wir uns wiedersehen würden. Falls du irgendwann einmal nach Pancorbo kommst oder erneut bei so einem Wolltransport dabei bist, dann frag doch nach mir.«

Das versprach ihm Hugo und schüttelte ihm kräftig die Hand.

Danach döste er im Lagerhaus vor sich hin, bis am Spätnachmittag Policarpo wieder erschien.

Der Verwalter wies ihn ohne weitere Erklärungen an, ihm zu Fuß zu folgen, während er auf dem Weg zum Gasthaus, in dem sie die nächsten vier Nächte verbringen würden, die Straßen des Hafens entlangritt. Hugo beobachtete das lebhafteste Treiben in dem kleinen Ort, der von Fischfang und Handel lebte.

Unterwegs begegneten sie mehreren Gruppen von Männern, die gerade von ihren Booten zurückkehrten. Einige trugen Körbe voll noch zappelnder Fische, andere feierten den gelungenen Fang mit einer Karaffe Wein.

Policarpo und Hugo kamen auch an einer Straße mit leichten Mädchen vorbei, einige in inniger Umarmung mit Männern, die hier und jetzt ihre Dienste in Anspruch nehmen wollten. Andere boten sich ohne Scheu mit halb offener Bluse den Passanten an.

Das Gasthaus Ugaleta schien mit seiner hervorragenden Lage direkt am Hauptkai des Hafens und der geschmackvollen Einrichtung die beste Unterkunft vor Ort zu sein. Der Besitzer begrüßte Policarpo mit dem Überschwang dessen, der sich einem wichtigen Kunden gegenüber weiß. Dann versicherte er ihm, dass er wie immer das beste Zimmer im Haus bekommen werde und sein junger Begleiter das gleich daneben.

Hugo gefiel seine Kammer außerordentlich gut, denn eigentlich hatte er fast damit gerechnet, dass man ihn zu den Pferden in den Stall verbannte.

Die beiden Männer verabredeten sich für etwas später zum Abendessen im Speisesaal des Gasthofes.

Während des Essens ließ Policarpo Hugo kaum zu Wort kommen. Stattdessen erklärte er ihm ausführlich, was er am Nachmittag alles erledigt hatte. Er führte ebenfalls aus, was noch anstand, bis die Ware schließlich in den Lagerraum eines Schiffes gebracht werden konnte.

Auf diese Art und Weise erfuhr Hugo, dass die Preise für Transport und Versicherung sowie die restlichen Konditionen nicht verhandelbar waren. Die Bedingungen wurden einmal im Jahr von Vertretern der Universidad de Mercaderes in Burgos festgelegt und dann in den Häfen von Kantabrien und der Biskaya umgesetzt.

Hugo versuchte zuzuhören, zugleich drängte sich ihm aber die ganze Zeit der Gedanke an Policarpos womöglich unlautere Methoden auf. Er wusste nicht, wie er sich am besten verhalten sollte. Sollte er das Thema offen ansprechen oder lieber den Mund halten und eine Gelegenheit abwarten, Policarpo in flagranti zu ertappen?

Wie er durch Bruno erfahren hatte, bestand der Betrug darin, die Säcke mit der hochwertigsten Wolle – Florete aus Wanderweidewirtschaft – durch andere von geringerer Qualität zu ersetzen. Dies war von Vorteil für Berenguelas Vater, der nur wenig für drittklassige Wolle bezahlt hatte, durch den Tausch jedoch mehr Geld beim Weiterverkauf der Ware verlangen konnte. Hugo kalkulierte, dass er damit für jeden Sack über fünftausend Maravedi zusätzlich einnehmen würde, ein gewaltiges Vermögen, das sein eigener Vater dadurch verlor. Durch seine Freundschaft zu Berenguela kannte Hugo Don Sancho Ibáñez von Kindheit an, obwohl er selten mehr als ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte. Aber er hatte ihn immer für einen Ehrenmann gehalten. Was hatte ihn nur dazu veranlasst, sich auf solche List und Tücke einzulassen?

Sobald Don Fernando davon erführe, würde mit Sicherheit die Hölle losbrechen. Aber wie sollte sein Sohn ihm überhaupt eine Nachricht zukommen lassen? Wenn Hugo Policarpos Anweisungen befolgte, würde er in ein paar Tagen nach Brügge aufbrechen. Und wer konnte schon sagen, wann er dann zurückkehren würde? Jedenfalls nicht so bald. Er musste daher entweder seinen Vater informieren, bevor er an Bord ging, oder irgendwie fliehen.

Hugo war völlig durcheinander und versuchte erst einmal, sich wieder auf seinen Tischgenossen zu konzentrieren. Policarpo sprach gerade über das Schiff, mit dem er reisen würde, und Hugo hörte eine Weile interessiert zu. Dann jedoch schweiften seine Gedanken erneut zu der Frage ab, wie er denn einen Brief verschicken sollte, wenn er noch nicht einmal Geld für einen Boten hatte.

Als schließlich der Nachtschiff kam, verschlang Hugo ein riesiges Stück noch warmen Apfelkuchen. Policarpo schaffte nicht einmal die Hälfte von seinem, doch Hugo hatte nach der schweren körperlichen Arbeit am Morgen einen Bärenhunger.

Er kaute immer noch, als schließlich die Glocken eines nahen Kirchturms läuteten. Beim letzten Schlag erhob sich Policarpo und verabschiedete sich ohne weitere Umstände bis zum nächsten Morgen von ihm. Hugo folgte ihm schon bald. Er wollte eigentlich gleich zu seiner Kammer hinaufgehen, da beobachtete er, wie Policarpo am Eingang des Gasthofs jemanden begrüßte, und blieb stehen. Es war ziemlich dunkel, trotzdem kam Hugo die Silhouette des Mannes bekannt vor. Als die zwei nun zusammen das Gasthaus betraten, verbarg sich Hugo rasch. Er wollte unbedingt herausfinden, wer der Fremde war, daher wartete er, bis die Männer die Treppe zu den Schlafräumen hinaufgegangen und in Policarpos Zimmer verschwunden waren, dann folgte er ihnen, ging in

sein Zimmer, machte die Tür hinter sich zu und presste das Ohr an die Wand zum Nebenraum. So konnte er zwar die Stimmen der beiden Männer hören, doch nicht gut genug, um ihre Worte zu verstehen. Um aber an Beweise zu gelangen, die er an seinen Vater weitergeben könnte, musste er unbedingt wissen, worum es bei dem Gespräch ging. Er überlegte einen Augenblick, öffnete dann mit äußerster Vorsicht die Balkontür, um bloß keinen Lärm zu machen, und sah links von sich den Balkon des Nebenzimmers. Einen Moment zögerte er. Die Entfernung war nicht zu verachten, und er befürchtete, bei einem Sprung in die Tiefe zu stürzen. Immerhin war die Straße unter ihm wenigstens menschenleer.

Hugo hielt sich an einem Vorsprung an der Wand fest und stieg auf das eiserne Geländer. Zu seinem Bedauern wurde nun offensichtlich, dass er auch mit einem langen Schritt das gegenüberliegende Geländer nicht erreichen könnte. Er musste also wirklich springen. Von Zweifeln geplagt, schaute er hinab und entdeckte direkt unter sich ein Paar auf der Straße. Der Balkon befand sich in nicht allzu großer Höhe, ein Sturz könnte jedoch gefährlich sein. Und falls ihn jemand bemerkte, würden vielleicht auch die beiden Männer im Nebenraum auf ihn aufmerksam.

Deshalb wartete er lieber ab, bis das Pärchen weitergezogen war, nahm dann all seinen Mut zusammen, holte tief Luft und stieß sich ab. Er landete zwar unsanft, aber innerhalb des Geländers. Hugo stieß erleichtert die Luft aus und warf einen Blick durchs Fenster ins Innere. Durch einen Spalt in der Gardine konnte er leider nur Policarpo, aber nicht den anderen Mann sehen. Er presste das Ohr an die Scheibe und hörte jetzt perfekt, was gesprochen wurde.

»Wie verabredet, musst du dich in Brügge mit diesem Mann in Verbindung setzen. Er wird Gerüchte über deinen Arbeitgeber in Umlauf bringen, über die schlechte Qualität

seiner Wolle und sein betrügerisches Geschäftsgebaren. Viele werden sich daher noch in dieser Saison einen neuen Lieferanten suchen. Und dann erscheint im günstigsten Moment unser Verwalter in Brügge auf der Bildfläche, um ihnen ein Angebot zu machen.«

»Und wann bekomme ich mein Geld?«, hörte Hugo Policarpo fragen. Sein Tonfall zeugte von großer Vertrautheit mit seinem Gesprächspartner.

Wenn Hugo den anderen doch nur sehen könnte ... Er nahm das Ohr von der Scheibe und suchte nach einem besseren Blickwinkel, da bewegte sich der Unbekannte ein wenig und rückte nun endlich ins Gesichtsfeld. Jetzt war alles klar. Hugo kannte den Namen des Mannes nicht, hatte ihn aber schon mehr als ein Dutzend Mal bei Berenguela zu Hause gesehen – es handelte sich um den Verwalter von Don Sancho Ibáñez. Seine Anwesenheit hier, die Unterhaltung der beiden Männer und ihre Absprache bestätigten eindeutig Policarpos Unredlichkeit.

Jetzt sah Hugo, dass sich beide Männer erhoben, und beschloss, auf seinen eigenen Balkon zurückzukehren. Vorsichtig stieg er auf das Geländer, da schrie jemand laut: »Tut es nicht!«

Und dann ein zweiter: »Junger Mann, seid nicht so töricht, Euch in die Tiefe zu stürzen!«

Hugo entdeckte zwei Passanten, die zu ihm hochschauten. Mit ihren Rufen brachten sie ihn in große Gefahr, und nun hörte er auch noch ein Geräusch aus dem Inneren des Zimmers. Seine Panik wurde immer größer, als jemand den Riegel zurückschob. Wenn er auf dem Balkon verweilte, würden Policarpo und sein intriganter Kumpan ihn auf jeden Fall entdecken, und nichts konnte seine Anwesenheit hier rechtfertigen. Sie würden sofort wissen, dass er sie belauscht hatte, und damit brachte er sich in große Gefahr. Deshalb

musste er jetzt umgehend zu seinem Zimmer hinüberspringen oder hinunter auf die Straße, wo er leicht entkommen könnte. Die Entscheidung, sich fallen zu lassen, traf er nur eine Sekunde, bevor Policarpo ihn am Hemdzipfel zu packen versuchte.

»Ich bringe dich um, du Schweinehund!«, hörte er ihn brüllen.

Hugo kam mit gebeugten Knien auf und kippte zur Seite, wobei er sich zum Glück nichts brach. Die Passanten, die ihn für einen Selbstmörder gehalten hatten, eilten herbei, um nach ihm zu sehen. Es gelang ihm jedoch, sie ohne große Erklärungen abzuschütteln und ins Innere des Städtchens zu laufen. Jetzt blieb ihm nur eine Chance, Policarpo und den anderen Verwalter, die ihn natürlich erkannt hatten, von seiner Fährte abzubringen, indem er sich irgendwo versteckte. Sonst würden sie ihn früher oder später ergreifen, und dann musste er um sein Leben fürchten, davon war er überzeugt. Doch sosehr er auch suchte, er fand keinen Unterschlupf.

Jetzt ertönten Stimmen. Offensichtlich hatte Policarpo mehrere Männer zusammengetrommelt, und Hugo hörte, wie er eine Belohnung von tausend Maravedi für seine Ergreifung aussetzte. Schlimmer konnte es wohl kaum werden!

Hugo lief schneller und konnte so einen Vorsprung vor seinen Verfolgern gewinnen. In unmittelbarer Nähe hörte er jetzt niemanden mehr. Ohne die Geschwindigkeit zu verringern, ließ Hugo irgendwann die letzten Häuser des Ortes hinter sich. Vor ihm lag ein dunkler Wald, in dem er hoffentlich sicher sein würde. Die tiefschwarze Nacht und der bedeckte Himmel halfen ihm zwar dabei, unentdeckt zu bleiben. Leider konnte er selbst zwischen den Bäumen aber auch wenig sehen und lief deshalb ein ums andere Mal gegen einen Ast oder stolperte über einen Stein. Trotzdem rannte er

noch immer und fand sich etwa ein Dutzend Klafter weiter plötzlich mitten auf einem Weg wieder.

Als er in beide Richtungen schaute, entdeckte er zu seiner Linken einen sich entfernenden Wagen. Geduckt folgte er ihm und stellte fest, dass darauf Weizen geladen war. Er kletterte vom Fuhrmann unbemerkt so behutsam wie möglich hinauf und schob sich dann tief ins Getreide, bis nur noch Mund und Nase herausschauten.

Obwohl er sich in Sicherheit wähnte, steckte ihm die Angst vor seinen Verfolgern noch lange in den Knochen, und es dauerte eine Weile, bis sein Atem ruhiger wurde. Hugo wusste nicht, wohin dieser Wagen ihn bringen würde oder was er, am Ziel angekommen, tun sollte. Schließlich hatte er kein Geld und keine Möglichkeit, nach Burgos zurückzureisen. Aber er würde einen Weg finden, das schwor er sich. Er würde alles in seiner Macht Stehende tun, um heimzukehren. Sein Vater war ein rechtschaffener Mann und hatte es nicht verdient, so betrogen zu werden. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Hugo das Gefühl, dass sein Vater ihn brauchte.

In Portugaleta stand Policarpo völlig verzweifelt vor dem Gasthof Ugaleta. Auch nach vierstündiger Suche hatte niemand Hugo gesehen, und damit standen sie nun vor einem schwerwiegenden Problem. Aber der Bursche konnte sich ja nicht in Luft aufgelöst haben, sie mussten ihn einfach finden! Wenn ihm die Flucht gelang und er Don Fernando über die Machenschaften seines Verwalters informieren würde, wäre das Policarpós sicheres Ende. Im besten Fall würde er im Gefängnis landen, möglich waren aber auch eine Verbannung oder sogar das Todesurteil.

Policarpo schickte vier Männer los, damit sie alle Schiffe im Hafen durchkämmten. Drei weitere bezahlte er fürstlich

dafür, dass sie jeden fragten, ob vielleicht jemand in den letzten Stunden den Ort verlassen hatte, und wenn ja, mit welchem Transportmittel.

Während er auf Neuigkeiten wartete, starrte er derart aufgewühlt zur Mündung des Nervión hinüber, dass er die nächsten Worte seines Spießgesellen kaum mitbekam.

»Morgen früh stelle ich als Erstes einen Trupp mit einem Dutzend gut bewaffneter Männer zusammen, damit sie alle Wege nach Burgos abreiten«, sagte der Verwalter von Don Sancho Ibáñez. »Und ihr Auftrag wird klar sein: den Burschen beiseitezuschaffen. Es deutet ja alles darauf hin, dass er unser Gespräch belauscht und mich erkannt hat. Und dann wird er auf jeden Fall versuchen, seinen Vater zu erreichen.«

»Das sehe ich genauso, Ramiro: Hugo de Covarrubias muss sterben, und zwar schnell.«

6

Im Hafen von Bermeo, Biskaya, Juli 1474

Obgleich Hugo in seinem Versteck die Umgebung nicht sehen konnte, merkte er durch den unverkennbaren Geruch des Meeres schnell, dass sie eine Hafenstadt erreicht haben mussten.

Als der Wagen vor einer Bäckerei hielt, sprang er unbenutzt von der Ladefläche. Obwohl er eine Zeit lang hatte schlafen können, war sein Körper wie taub. Hugo bog an der ersten Straßenecke links ab und bewegte sich dann mit raschen Schritten bergab durch den Ort in Richtung Meer. Da er seit seinem Aufbruch in Portugalete keine Verfolger mehr gesehen hatte, wähnte er sich hier in Sicherheit. Allerdings hatte er keine Ahnung, wo er sich gerade befand und was er jetzt tun sollte, immerhin stand er ohne eine einzige Münze im Beutel da.

Er marschierte durch die Straßen dieser Stadt, deren Namen er nicht kannte, und staunte über die herrschaftlichen Gebäude. Bei achtundzwanzig angekommen, hörte er schließlich auf, die Wachttürme zu zählen, die er unterwegs entdeckte. Sie alle gehörten zu einer enormen Stadtmauer rund um den Ort.

Als Hugo am Ende den Hafen erreichte und die Vielzahl riesiger Schiffe darin sah, wurde ihm klar, dass er hier an einem wichtigen Knotenpunkt angelangt sein musste, viel größer als Bilbao oder Portugalete. Es lagen nämlich bestimmt

fünfzig Schiffe unterschiedlichster Größe vor Anker, von Schaluppen bis zu großen Dreimastern.

Es war früher Morgen, und jetzt hörte er, wie sich von hinten lautes Stimmengewirr näherte.

Hugo drehte sich um und entdeckte eine Prozession von etwa zwanzig Männern, die sich auf das Zentrum des Ortes zubewegte. Da er nichts Besseres zu tun hatte, folgte er ihnen neugierig, ohne sie anzusprechen. Aber als ihm klar wurde, dass ihr Ziel eine rechteckige Kapelle war, hielt er inne. Er wandte sich an einen Mann mittleren Alters, kräftig wie eine Eiche und mit wirrem Haar, neben dem er die ganze Zeit hergegangen war.

»Entschuldigt, meine Frage mag Euch ungewöhnlich erscheinen. Aber könntet Ihr mir vielleicht sagen, in welchem Ort ich mich hier befinde und was es mit dieser Prozession auf sich hat?«

Verwundert musterte der Mann Hugo von oben bis unten. Er fragte sich einen Moment, ob dieser Fremde vielleicht verrückt war, aber so sah er gar nicht aus. Zunächst antwortete er in einer unverständlichen Sprache, angesichts von Hugos verwirrter Miene wechselte er jedoch ins Kastilische: »Das hier ist Bermeo, und wir von der Seefahrer- und Fischerzunft kommen wie jeden Mittwoch in der Santa-Marina-Kapelle zusammen. Und jetzt lass mich in Frieden, sonst komme ich noch zu spät!«

Hugo trat beiseite. Bevor der Mann sich entfernt hatte, fiel ihm jedoch noch etwas ein. »Ich suche Arbeit!«, rief er. »Könntet Ihr mir vielleicht helfen?«

Der Mann drehte sich zu ihm um, kniff die Augen zusammen und kratzte sich an der Nase, so als versuche er, die Fähigkeiten des Jünglings einzuschätzen. Schließlich antwortete er: »Find dich um elf Uhr im Hafen ein und such nach dem Boot von Unai.«

»Und wie erkenne ich diesen Unai?«

»Du sprichst gerade mit ihm.« Er wandte sich ab und betrat die Kapelle.

Hugo war mit dem Verlauf des Gesprächs zufrieden. Er schien Glück gehabt zu haben: Man würde ihm Arbeit geben, und mit seinem Lohn könnte er sich vielleicht bald genug zusammensparen, um nach Burgos, nach Hause, zurückzukehren.

Da ihm vor dem Treffen mit diesem Unai noch drei Stunden blieben, fing er an, ziellos durch den Ort zu streifen. Er drehte drei, vier Runden durch seine Straßen, bevor er ihn hinter sich ließ und in Richtung Westen an der Küste entlanglief. Irgendwann erreichte er eine beeindruckende felsige Bucht, von der aus man das Meer und in Richtung Osten eine Insel sah. Im Westen entdeckte Hugo eine merkwürdige Festung auf einem Felsvorsprung, der nur durch einen schmalen Streifen aus Stein mit dem Festland verbunden war.

Hugo wollte nachdenken, und dafür brauchte er Bewegung und frische Luft. Die Geschehnisse in Portugalete gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf, und er hatte Angst, womöglich zu spät in Burgos einzutreffen. Sicher war Policarpo – dessen galoppierendes Ross er geradezu vor sich sah – schon dorthin unterwegs, um mit Don Fernando zu reden, bevor dieser aus Hugos Mund die Wahrheit erfuhr. Vermutlich würde er selbst es nicht rechtzeitig schaffen, dachte er, schließlich hatte er kein Pferd, kein Geld und höchstens einen halben Tag Vorsprung.

Irgendwann kehrte Hugo zum Hafen zurück und machte sich auf die Suche nach Unais Boot. Man erklärte ihm, dass es ganz am Ende des Kais lag. »Eine rote Pinasse«, sagte jemand. Leider konnte sich Hugo mit Wasserfahrzeugen nicht aus und musste unterwegs noch einmal fragen, bis er schließ-

lich am Ende der Mole drei Boote derselben Farbe fand. Ein alter Fischer verriet ihm, dass das gesuchte das letzte war.

Dort fand Hugo den Mann vor, mit dem er am Morgen gesprochen hatte. Er stapelte gerade einige morsche Holzkisten aufeinander.

»Es ist elf Uhr, und hier bin ich, wie vereinbart!«, rief Hugo ihm zu.

Der Mann krempelte die Ärmel seines weißen Hemdes hoch, blickte zum Kai hinüber, nahm die Baskenmütze ab und spuckte über Bord, bevor er endlich den Mund aufmachte: »Was kannst du denn eigentlich, Junge?«

Hugo wusste nicht recht, was er darauf antworten sollte. Natürlich war die Frage angebracht, bis zu diesem Zeitpunkt hatte er sich darüber jedoch noch nie Gedanken gemacht. Er konnte ja nichts, das war der Schluss, zum dem er jetzt kam. Aber es wäre wohl keine gute Idee, dies so offen zu sagen. »Hm, ein bisschen von allem ...«, brachte er daher irgendwann hervor.

Unai schmalzte mit der Zunge und zupfte an seinem langen Schnurrbart. Hugo verstand nicht, was er vor sich hin murmelte, es klang aber nicht gut.

Trotzdem schien er dem Fischer leidzutun.

»Na los, komm an Bord und nimm diese Seile. Du kannst die abgerissenen Haken ersetzen. Wenn du es bis zum Einbruch der Dunkelheit schaffst, zahle ich dir zehn Maravedi. Obwohl ich es mir ja nicht vorstellen kann ...«

Das kam Hugo ziemlich wenig vor: Jeder Angestellte seines Vaters verdiente mehr. Damit würde er die Rückfahrt bis nach Hause wohl kaum bezahlen können, aber er protestierte nicht. Dann würde er sich am nächsten Tag eben etwas anderes suchen.

Hugo stieg eine hölzerne Leiter hinunter und ging über das Deck bis zu einem Haufen aufgewickelter Seile. Bevor er

auch nur ein Wort sagen konnte, reichte Unai ihm eine dünne Knochennadel, eine Spule mit Leinengarn und eine Schachtel mit Haken. Der Fischer erklärte ihm, was zu tun war: »Mit diesen Seilen fischen wir Seekarpfen. Sie sind ziemlich lang, jedes fast zwanzig Klafter. Wie du siehst, hängen an jedem großen Seil mehrere kleine, an deren Ende sich ein Haken befinden sollte, insgesamt zwanzig Dutzend Haken pro Seil. Du gehst das Seil durch und nähst dort einen Haken an, wo er fehlt. Nähen kannst du doch wohl, oder?«

Hugo log, weil ihm die Wahrheit peinlich war, aber er hatte natürlich keine Ahnung. Das begriff Unai nach einem Blick auf Hugos Hände schnell, denn abgesehen von einem Schnitt hier und da, sahen sie aus wie die zarten Hände einer feinen Dame.

»Aus welchem Loch bist du denn gekrochen, du scheinst im Leben ja noch keinen Tag gearbeitet zu haben! Ich verliere hier gerade deinetwegen Zeit und so langsam auch meine Geduld. Ehrlich gesagt, überlege ich, dich zum Teufel zu jagen!«

»Nein, bitte, bestimmt lerne ich es schnell. Ich komme aus Burgos und ...«

»Ach, ein Kastilier, und auch noch einer von der vornehmen Sorte«, knurrte Unai. »Bist du vielleicht Student, oder schlimmer noch, Priester? Dann würde ich dich mit einem Tritt in den Hintern aus meinem Boot befördern, hier wird nämlich gearbeitet!«

Hugo schüttelte den Kopf und erzählte dem Fischer jetzt hastig, was ihn hierhergeführt hatte. Unai war kein belesener Mann, hatte jedoch ein gutes Herz und glaubte ihm. Zwar hatte er nicht so genau verstanden, was sich da zwischen diesem jungen Mann und seinem Vater abgespielt hatte und warum er jetzt in Gefahr schwebte. Hugo erschien ihm allerdings ehrlich, und mehr brauchte er nicht zu wissen.

Deshalb zeigte er ihm jetzt, wie man mit Nadel und Faden umging und den passenden Knoten machte. Zum Schluss klopfte er Hugo so heftig auf den Rücken, dass dem Burschen die Luft wegblieb.

»Mein Junge, ein echter Mann kann alles schaffen, wenn er nur genug Kraft und Ausdauer aufbringt, das lass dir von Unai gesagt sein. Alles, was du hier siehst, habe ich mir selbst erarbeitet, mit Eiern in der Hose und meinen zwei Händen ...«

Stolz ließ der den Blick über sein Boot wandern. »Denk einmal darüber nach«, sagte er noch, bevor er die Pinasse verließ.

Hugo saß unter dem wolkenlosen Himmel auf dem feuchten Deck, konzentrierte sich auf seine Aufgabe und konnte kaum fassen, was er gerade tat. Das hier würde die erste bezahlte Arbeit in seinem zwanzigjährigen Leben sein.

Während er nähte und nähte, beobachtete er verblüfft das rege Treiben im Hafен. Alle möglichen Wagen und Karren kamen an und fuhren wieder ab, hier wurde ein Boot be-, dort ein anderes entladen.

Besonders fiel ihm ein großes Schiff mit zwei Kastellen auf dem Hauptdeck auf, das bald abzulegen schien, weil Scharen von Männern mit Seesack und Truhe an Bord strömten. Hugo vertrieb sich die Zeit damit zu beobachten, wie unter der Leitung eines Hünen mit tiefschwarzen Locken und Bart ein ganzes Heer von jungen Burschen das Schiff belud. In seinen Frachtraum wanderten zwei Speckschwarten, Dutzende Mehlsäcke und mehr als zwanzig Weinfässer, dazu etliche Schläuche Öl. Wo mochten die nur hinfahren? Plötzlich eröffnete sich Hugo eine ganz neue Welt, die er sich vor nur einem Monat nicht einmal erträumt hätte.

Er wusste nicht, dass genau in diesem Augenblick vier Männer in vollem Tempo die Straße entlangaloppierten, die

Portugalete mit Bilbao und dann dem Fischerdorf Bermeo verband. Die Reiter gingen der einzigen Spur nach, die sie noch nicht ausgeschlossen hatten. Auf einem der Pferde saß Policarpo, eine Hand am Zügel, die andere an der Scheide seines Schwertes, das er nur zu gern ziehen würde. Die restlichen Männer waren gedungene Häscher.

Als er am Spätnachmittag mehr als die Hälfte der Seile ausgebessert hatte, beobachtete Hugo, wie drei Schaluppen in den Hafen einliefen und einen riesigen Wal hinter sich herzogen. Er war verblüfft darüber, wie sie mit dem Tier im Schlepptau im Hafen rangierten und es schließlich mit einer Rampe und Kränen an Land brachten. Eine Truppe Arbeiter mit langen Messern fing an, dem Wal die Haut abzuziehen, während andere in großen Körben das darunterliegende Fett einsammelten. Damit waren gut hundert Männer beschäftigt, deshalb ging Hugo davon aus, dass es sich wohl um eine der Haupteinnahmequellen des Ortes handeln musste.

Etwas später kehrte Unai zurück. Als er schwankend an Deck trat, war auf den ersten Blick ersichtlich, dass er ordentlich gebechert hatte. Er taumelte gegen die Kisten, die er selbst am Morgen gestapelt hatte und die nun unter seinem Gewicht zerbarsten. Inmitten von Holzsplittern landete er dämlich grinsend auf dem Deck.

»Bist du ... mit der A... Arbeit fertig?«, stammelte er mit schwerer Zunge.

»Es fehlt nur noch ein Seil, die anderen sechs könnt Ihr bereits überprüfen.« Hugo zeigte mit einem zerstochnen Finger darauf. Als Neuling mit Nadel und Faden hatte er sich gut dreißigmal gepikst.

Unai konnte sich nicht rühren und forderte ihn auf, ihm eins der Taue herüberzubringen. Dann ließ er es viel zu

schnell durch die Finger gleiten und stieß ganze sechsmal einen Fluch aus, wenn sich ihm ein Haken ins Fleisch bohrte.

Er rülpste zwei-, dreimal geräuschvoll, schleuderte dann das überprüfte Seil in eine Ecke und machte es sich schließlich ohne ein weiteres Wort auf ein paar Decken bequem. Sekunden später ertönte aus seinem Mund erstaunlich tiefes Schnarchen.

Hugo machte mit seiner Arbeit weiter, bis er kurz vor Sonnenuntergang fertig war. In diesem Moment verspürte er plötzlich ein Stechen im Magen und musste daran denken, dass er ja seit der Mahlzeit im Gasthof am Vorabend nichts zu sich genommen hatte. Er schaute zu Unai rüber und rüttelte ihn dann unbarmherzig, um ihn zu wecken und seinen Lohn einzufordern. Es dauerte eine Weile, aber schließlich machte der Fischer die Augen auf, sammelte sich ein wenig und holte seinen Geldbeutel heraus, aus dem er die Münzen für Hugo abzählte.

»Du hast mich überrascht, Junge. Ich hätte nicht einen Maravedi darauf gewettet, dass du mit deiner Aufgabe rechtzeitig fertig wirst. Und deshalb hast du dir eine Belohnung verdient. Hier, statt der versprochenen zehn zahle ich dir fünfzehn Maravedi.«

Hugo nahm das Geld an sich und war verblüfft, wie rasch sich Unai wieder erholt hatte. Vermutlich hatte er im Schlaf den Alkohol schnell verdaut.

»Heute Morgen habe ich dir doch gesagt, dass ein Mann mit Entschlossenheit und Ausdauer alles erreichen kann, was er sich vornimmt. Und das hast du getan. Lass uns darauf in Xabiers Taverne anstoßen!«

Die Schenke roch nach einer Mischung aus Essen, Schweiß und vor allem Wein.

Nachdem er die Anwesenden gemustert hatte, setzte sich Hugo an einen langen Gemeinschaftstisch, an dem sich die Gäste an dicken Brocken Fleisch mit Soße und Käse in beachtlichen Portionen gütlich taten. Hugo machte große Augen. Unai bestellte beim Gastwirt dasselbe und einen Krug Wein, um ihnen das Warten zu versüßen. Der junge Mann lauschte derweil den Unterhaltungen links und rechts, verstand aber kein Wort, weil die komplizierte Sprache der Basken für ihn ein Buch mit sieben Siegeln war. Zum Glück wurde bald das Essen gebracht, auf das er sich wortlos stürzte. Endlich kam er wieder zu Kräften, und der Wein, der schlecht war, aber in Strömen floss, ließ seine Wangen glühen.

Als sie fast mit ihrer Mahlzeit fertig waren, ging die Tür auf, und zwei Männer traten ein. Da man hier nicht an den Anblick von Fremden gewöhnt war, und erst recht nicht zu so später Stunde, legte sich auf einen Schlag merkwürdiges Schweigen über die Anwesenden.

Hugo hatte in seiner dunklen Ecke plötzlich ein mulmiges Gefühl. Die beiden Männer sprachen kein Wort, begannen jedoch, die Gäste der Kneipe einen nach dem anderen zu mustern, so als suchten sie nach jemandem.

Als Unai seinen entsetzten Gesichtsausdruck bemerkte, fiel ihm wieder ein, was der junge Mann ihm zuvor erzählt hatte. Er ahnte die Gefahr und deutete mit dem Kinn zu Boden. »Los, nach unten, schnell«, drängte er, und Hugo gehorchte, ohne Zeit zu verlieren.

Von seinem Versteck unter dem Tisch aus konnte er mit klopfendem Herzen beobachten, wie sich die Stiefel der Neuankömmlinge näherten. In weniger als zwei Handbreit Entfernung drehten sie jedoch ab und marschierten in anderer Richtung weiter durch das Gasthaus, wobei sie an jedem Tisch mit Gästen stehen blieben.

»Suchen die nach dir?«, flüsterte Unai, ohne eine Antwort zu erwarten. »Ich werde versuchen, sie abzulenken, aber du musst hier schnell verschwinden. Am anderen Ende der Theke gibt es eine Hintertür, die auf eine Gasse hinausgeht. Renn auf mein Zeichen da rüber, lauf dann zum Hafen hinunter und versteck dich auf meinem Boot. Unter Deck gibt es einen kleinen Laderaum, in dem du dich verbergen kannst.«

Hugo hielt das für eine gute Idee.

Unai wartete einen Augenblick ab, in dem sich die Männer genau auf der gegenüberliegenden Seite des Lokals befanden, und schickte Hugo auf den Weg.

Während der junge Mann über den Fußboden krabbelte, hatte er den Blick starr auf die Hintertür gerichtet. Deshalb bemerkte er gar nicht, dass sich sein Retter im gleichen Moment erhoben hatte und auf die Fremden zuing. Er begrüßte sie überschwänglich und bestellte beim Wirt eine Runde Wein.

Durch diese Ablenkung konnte Hugo die Tür ohne Probleme erreichen und nahm im Freien sofort die Beine in die Hand.

Zunächst trug sich nichts Ungewöhnliches zu, doch drei Häuserblocks vom Hafen entfernt wurde er auf einem kleinen Platz von zwei Reitern entdeckt. In einem von ihnen erkannte Hugo Policarpo wieder. Von Panik erfüllt, bog der junge Mann in die nächstbeste Gasse ein, obwohl sie ihn von Unais Boot wegzuführen schien. Ihm blieb ja keine andere Wahl. Ganz in der Nähe hörte Hugo etwas weiter unten Hufe auf dem Pflaster klappern und entschied sich für einen besonders schmalen Durchgang, der für die Pferde seiner Verfolger zu eng sein würde.

Durch die Furcht, die ihn antrieb, bekam er wenigstens einen klaren Kopf. Als er in weniger als zwei Klafter Entfer-

nung zwei gestapelte Fässer entdeckte, kalkulierte er die Entfernung des oberen bis zum Dach und beschloss, sein Glück zu versuchen. Mit zwei Sätzen hatte er das obere Fass erreicht, stieß sich ab und landete unbeobachtet auf dem Dach, wo er mit den Knien aufkam. Nach ein paar Sekunden linstete er vorsichtig über den Rand und hörte die Männer reden.

»Er ist doch hier reingelaufen ...«, sagte Policarpo. »Geh du außen herum und schneid ihm den Weg ab!«

Hugo schaute sich um und erkundete, welche Möglichkeiten sich ihm hier oben boten. Jenseits der Dächer entdeckte er ein Dutzend Masten und konnte so einschätzen, wie weit entfernt er sich vom Hafen befand.

Nun warf er noch einen schnellen Blick zu Policarpo hinunter, der zu Fuß durch die Gasse schritt.

Hugo richtete sich auf, wägte den Abstand zum nächsten Dach ab und trat ein paar Schritte zurück. Dann rannte er los und stieß sich mit aller Kraft ab. Auf dem gegenüberliegenden Dach erlangte er ohne Probleme das Gleichgewicht zurück und suchte das nächste Gebäude in Richtung Hafen. So sprang er von Dach zu Dach, bis ihm beim letzten die Entfernung doch zu groß erschien. Vorsichtig lugte Hugo zur Straße hinunter und überzeugte sich, dass sich dort unten niemand befand. Dann suchte er an der Hauswand nach irgendeinem Vorsprung, der ihm den Abstieg erleichtern würde, jedoch vergeblich. Da das Klappern von Hufen nur ein paar Häuserblocks entfernt zu hören war, musste er aber schnell eine Entscheidung treffen. Hugo hingte sich an die Regenrinne, ließ dann einfach los und landete unsanft am Boden. Stechender Schmerz durchfuhr den linken Knöchel, den er sich offenbar verdreht hatte, dennoch konnte sich Hugo den Luxus einer Pause jetzt nicht erlauben. Als er das Gebäude umrundet hatte, erkannte er, dass er sich direkt am Kai befand, und zwar genau an dem Ende, an dem auch Un-

ais Pinasse lag. In der Hoffnung, das Boot noch rechtzeitig zu erreichen, rannte er unbemerkt los, hielt aber beim Geräusch galoppierender Pferde inne. Hugo sah sich nach einem Versteck um. Er konnte sich entweder in einen Hauseingang schieben oder sich hinter ein paar alten Säcken verbergen, was ihn aber beides nicht überzeugte. Und da kam ihm eine Lösung in den Sinn: Kaum dreißig Schritte von ihm entfernt hatte gerade das Schiff die Leinen losgemacht, dessen Beladen er am Nachmittag beobachtet hatte. Da sich niemand an Deck zu befinden schien, holte Hugo tief Luft, nahm all seinen Mut zusammen und rannte los. In weniger als einem Klafter Entfernung vom Ende des Kais war er sich plötzlich nicht mehr so sicher, ob er das Schiff auch erreichen würde. Aber er wollte es auf jeden Fall versuchen. Hugo stieß sich mit aller Kraft ab, streckte die Arme aus und erwischte gerade noch die Reling, an der er nun außen hing. Im Dunkel der Nacht konnten ihn die Männer, die jetzt auf die Mole ritzen und nach ihm Ausschau hielten, nicht sehen.

Das Schiff fuhr mit den Segeln auf Halbmast zur Hafenausfahrt, angetrieben nur von einer schwachen Brise. Trotz der Schmerzen im Knöchel gelang es Hugo, an Deck zu krabbeln und das Achterkastell zu erklimmen. In nur zwanzig Handspannen Entfernung entdeckte er den Steuermann am Ruder, der ihn zum Glück nicht gehört hatte. Lautlos hob Hugo eine Plane an, schob ein paar Taue zur Seite und kroch darunter. Der Platz war begrenzt, und es roch nach verfaultem Fisch. Weil er in seiner Panik zu keuchen begonnen hatte, hielt er jetzt erst einmal die Luft an und versuchte sich zu beruhigen. Nach ein paar Minuten kam ihm ein Gedanke. Einerseits war er zwar erleichtert, Policarpo entwischt zu sein. Andererseits wusste er über dieses Schiff ja nur eins, dass es ihn nämlich mit jeder Sekunde weiter von Burgos entfernte.

In was für eine Situation hatte er sich da bloß gebracht?

7

An Bord der Santa Ana, auf hoher See, Juli 1474

Das Schiff mit dem Namen Santa Ana durchpflügte schon seit vielen Jahren die kalten Wasser des Nordatlantiks, genauso lange, wie auch sein Kapitän zur See fuhr, ein kräftiger Mann namens Obeko, der in den Bergen von Oiz geboren und groß geworden war. Als Sohn eines Hirten hatte er einst nach einer unglücklichen Liebe die kargen Weiden in den Bergen mit ihrem kalten Wind verlassen. Im Tal war er auf den Fluss Oka gestoßen und seinem Verlauf bis zur zauberhaften Mündung voller Sandbänke gefolgt, wo sich Fluss und Meer küssten. Die tiefen Wasser des Ozeans, der manchmal so einladend wirkte, manchmal dunkel und gefährlich, hatten auf Obeko eine derart unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt, dass er für immer die Berge und jene Frau vergessen hatte, die ihn nicht liebte. Damals hatte er beschlossen, weder sie noch seine Heimat jemals wiederzusehen. Sein Herz schlug nämlich längst im Takt der Wellen, und das Meer hatte sich in ihn verliebt.

Die Santa Ana bestand aus noblem Holz der Eichenwälder von Artzubi und Eisen aus den Schmieden am Urremendi-Berg. Dieses Schiff mit drei Decks, vier Bombarden und Platz für bis zu achthundert Fässer im Frachtraum hatte schon so ferne Meere bereist, dass sie noch nicht einmal einen Namen hatten. Zwar hatte hier auch einmal ein anderer Kapitän das Sagen gehabt, niemand kannte die alte Dame aber so gut wie

Obeko. Seit Jahren führte er eine Besatzung aus sechsundsechzig Männern an, denen die Fischerei im Blut lag und deren Blick von ihrem entbehrungsreichen Leben zeugte.

Abgesehen von ihm selbst, waren an Bord sechsunddreißig Matrosen, zehn Marineunteroffiziere und genauso viele Schiffsjungen, vier Harpuniere, zwei Zimmermänner, ein Kalfaterer, ein Barbier, der als »Patron« bezeichnete Besitzer des Schiffes und sein Sklave.

Und dieser Sklave war es, der nach mehr als sechs Stunden auf See bei Tagesanbruch den Patron darüber informierte, dass unter einer Plane ein blinder Passagier gefunden worden war.

Zusammen mit dem Kapitän rannten Patron und Sklave zum Achterdeck hinüber.

Als sie dort eintrafen, blickte der junge Mann sie schweigend und in sich zusammengesunken an.

Der wutschnaubende Obeko fasste ihn mit nur einer Hand am Schlafittchen, zog ihn hoch und ließ ihn eine Handbreit über dem Boden in der Luft baumeln. »Darf man vielleicht erfahren, was zum Teufel du hier treibst?«

Hugo schnürte es die Kehle zu, und er wusste nicht, was er erwidern sollte. Schließlich waren die finsternen Blicke von mindestens einem Dutzend Männer auf ihn gerichtet. Am Ende konzentrierte er sich wieder auf den, der ihn da gepackt hatte. »Ich war ...«

»Ich stimme dafür, ihn sofort über Bord zu werfen!«, unterbrach ihn ein Mann.

»Genau, Tasio!«, fiel ein anderer ein. »Es wäre ja nicht das erste Mal.«

»Ich bin derselben Meinung«, sagte Kapitän Obeko entschlossen. Der Platz an Bord war schließlich genau kalkuliert. Außerdem befanden sie sich noch nicht weit von der Küste entfernt, und das Jüngelchen hatte ja noch nicht ein-

mal den Schneid, sich zu verteidigen. »Auf geht's«, sagte er und zerrte den blinden Passagier mit.

Jetzt machte Hugo, der um sein Leben fürchtete, endlich wieder den Mund auf: »Hört mich doch bitte einen Moment an ... Ich kann nämlich nicht schwimmen. Und ich habe mich ja nur auf Euer Schiff gerettet, weil mich da im Hafen ein paar Männer ...«

Während Obeko weiter auf den Bug zuhielt, ohne ihm Beachtung zu schenken, griff der Mann namens Tasio nach einer Boje und reichte sie Hugo. »Damit gehst du nicht unter. Wenn du dich in Richtung Osten hältst, erreichst du irgendwann die Küste.« Er deutete mit dem Finger in diese Richtung. »Wahrscheinlich brauchst du dafür einen halben Tag, aber sie läuft dir ja nicht weg ...«

»Wenn Ihr mich nicht an Bord haben wollt, dann lasst mich doch im ersten Hafen zurück, den Ihr ansteuert«, bettelte Hugo verzweifelt. »Mein Vater ist ein Händler aus Burgos und wird Euch für diesen Gefallen großzügig entlohnen, das kann ich Euch versichern ...«

Der Besitzer des Schiffes horchte auf und fand diesen Vorschlag perfekt. Obeko schüttelte jedoch den Kopf und hatte Hugo bereits über die Reling gehievt, wo der junge Mann verzweifelt mit den Beinen strampelte und aufs Schiff zurückzukrabbeln versuchte, was aber die Bärenkräfte des Kapitäns verhinderten. »Hier an Bord habe ich das Sagen, und ich habe nicht die geringste Lust, von unserer Route abzuweichen und in einem anderen Hafen als dem vorgesehenen anzulegen. Das hättest du dir besser überlegen sollen, bevor du an Bord gekommen bist, Bursche! Viel Glück!«

Obeko öffnete die Hand und ließ Hugo ins Meer fallen. Er ging unter und schluckte ordentlich Salzwasser, kam durch die Boje aber schnell zurück an die Oberfläche. An die unregelmäßige Kugel aus Kork geklammert, versuchte er, sich

vom Schiff wegzubewegen. Beklommen beobachtete er, wie die Spanten der Santa Ana an ihm vorbeizogen. Ob es ihm wohl gelingen würde, eine ferne Küste zu erreichen, die er noch nicht einmal am Horizont erahnen konnte?

Das Schiff war fast komplett an ihm vorbeigefahren, da entdeckte Hugo auf einmal den Mann mit olivfarbener Haut und Turban, der ihn gefunden hatte. Er winkte und warf schließlich ein langes Tau hinunter.

Das Seil schlug ganz in Hugos Nähe auf, wurde jedoch vom Schiff mitgezogen, und Hugo befürchtete, dass es ihm entgehen würde.

Deshalb machte er einen Satz in Richtung des Taus, schlug wie ein Verrückter mit Händen und Füßen um sich und schluckte wieder Wasser. Zuletzt musste er sogar die Boje loslassen, um sich mit beiden Armen in Richtung des Schiffes zu werfen, aber er erwischte damit tatsächlich das Ende des Taus und wurde im Kielwasser mitgezogen.

Weiter oben im Achterkastell hörte Obeko irritiert Patron Orti zu. Erst die Sache mit dem blinden Passagier und jetzt auch noch diese Standpauke, das alles hielt ihn von wichtigeren Aufgaben ab. Unter anderem musste er sich die Seekarte und den neuen Portolan anschauen, der fast so viel gekostet hatte wie ein halbes Schiff, um einem sich nähernden Unwetter auszuweichen.

»Was für ein Dickkopf du bist, Obeko!«, knurrte Orti. »Du weißt doch so gut wie ich, wie schwierig es war, das Geld für diese Fahrt zusammenzubekommen. Mir bleiben mehr Schulden als Möglichkeiten, sie vielleicht zu begleichen. Und dann schlägst du einfach die Gelegenheit aus, vom Vater dieses jungen Mannes eine Entschädigung zu kassieren?«

»Vielleicht habt Ihr recht. Aber die Gelegenheit ist wohl verstrichen. Außerdem wisst Ihr ganz genau, dass ich auf meinen Schiffen keine blinden Passagiere dulde. Egal wie

reich er auch ist, da mache ich keine Ausnahmen.« Er kraulte sich den dunklen Bart, schaute zum Horizont hinüber und erachtete diese Unterhaltung als beendet.

»Vielleicht ist es ja doch noch nicht zu spät ...«, entgegnete der Patron lächelnd.

Beim Anblick seiner Miene ahnte Obeko plötzlich etwas und sah zum Achterschiff hinunter, wo Ortis Sklave Azerwan gerade an einem Tau zog. »Du Hundesohn ...!«

Er rannte hinunter, wo der tropfnasse blinde Passagier bereits einen Fuß aufs Deck gestellt hatte und sich nun hinter dem Mauren verbarg, um nicht wieder über Bord geworfen zu werden.

Statt sich an den jungen Mann zu wenden, brüllte Kapitän Obeko aus vollem Hals zum Patron hinauf: »Orti, Ihr seid für den Kerl verantwortlich! Deshalb ist es jetzt auch Eure Aufgabe, ihn in weniger als einer Woche zum Schiffsjungen zu machen. Wie alle anderen an Bord auch muss er fischen lernen und bis zur Rückkehr arbeiten. Da findet Ihr schon irgendwas. Und du ...« Jetzt drehte er sich zu Hugo um. »Du solltest diesem Mann dafür danken, dass er dir das Leben gerettet hat. Er hat dir eine zweite Chance gegeben. Vergiss aber nicht, dass es die letzte sein könnte, so wahr ich Obeko heiße.«

Er schnalzte mit der Zunge und wollte eigentlich verschwinden. Da kam ihm aber noch etwas in den Sinn, und er wandte sich mit einer letzten Warnung an Hugo: »Und geh mir besser aus dem Weg, damit ich nicht erneut auf die Idee komme, dich über Bord gehen zu lassen ...«

»Danke, mein Herr«, antwortete Hugo zitternd und mit klappernden Zähnen. »Das werde ich tun.«

Sobald Obeko gegangen war, gab Orti den Auftrag an seinen Sklaven weiter: »Du hast es gehört: Mach in fünf Tagen einen Schiffsjungen aus ihm, und in zehn sollte er alle nötigen Fischereitechniken beherrschen.«

»Aber mein Herr, er hat doch von einer Woche gesprochen, nicht von fünf Tagen«, wandte Azerwan ein.

Die Stimme des Sklaven beeindruckte Hugo, weil sie so tief und samtig war.

»Ich habe dir doch gesagt, dass du mir nicht widersprechen sollst!« Drohend hob Orti die Hand, und Azerwan fiel unterwürfig auf die Knie und neigte das Haupt, um den Schlag entgegenzunehmen. Doch Orti ließ die Hand sinken, wandte sich ab und ging. Azerwan begleitete ihn seit vier Jahren und war in seinen Besitz übergegangen, als sein früherer Eigentümer mit dem Mauren eine Schuld beglichen hatte. Es hatte sich um einen Reeder aus Sevilla gehandelt, der Orti ein altes Schiff abgekauft hatte. Weil er nur genug Geld für drei Viertel des Wertes gehabt hatte, hatte der Mann ihm Azerwan als Zahlung des letzten Viertels überschrieben. In der Provinz Biskaya waren Sklaven ungewöhnlich, weil sie einfach zu teuer waren. Daher hatte Orti in diesem Tausch ein gutes Geschäft gesehen. Den Lohn des Afrikaners für seine Arbeit auf dem Schiff behielt er ein und würde die Schulden des Andalusiers so in fünf Jahren wieder hereinbekommen. Alles darüber Hinausgehende würde dann reiner Gewinn sein. Hugo blieb mit dem Sklaven allein zurück. Als sie ein paar Minuten später auf dem Weg zum Unterdeck waren, wo die Unterkünfte der Schiffsmannschaft lagen, nahm er endlich genug Mut für die Frage zusammen, die ihm unter den Nägeln brannte. »Du protestierst also nie?«, wollte er wissen und dachte daran, wie oft er selbst Widerworte heruntergeschluckt hatte.

Azerwan drehte sich lächelnd zu ihm um. Das hatte Hugo nicht erwartet, wirklich beeindruckt war er aber von den nächsten Worten des Sklaven: »Azerwan spricht nie, wenn seine Worte nicht schöner sind als die Stille.«

Danach sagten beide lange nichts.

8

Burgos, Königreich Kastilien, Juli 1474

Was Damián de Covarrubias anging, fühlte sich Berenguela in eine Situation gedrängt, die ihr zuwider war. Und das hatte sie ihrem Vater klar und deutlich bei jeder Verabredung gesagt.

Die erste Gelegenheit hatte sich ergeben, als Damián sie zu einem Ausritt rund um die noch unfertige Kartause Santa María de Miraflores mitnahm.

Es wurde ein sehr unangenehmer Ausflug für Berenguela, die den ganzen Nachmittag damit beschäftigt war, Damiáns übertriebene Aufmerksamkeiten abzuwehren.

Leider aber stieß ihre Weigerung, sich weiterhin mit Damián zu treffen, bei ihrem Vater auf taube Ohren. Wie hatte Damián es nur geschafft, ihren Vater so einzuwickeln, dass er all ihre Klagen einfach überging?

Auch die Fürbitte, die sie an Santa María de los Remedios richtete, zeigte keine Wirkung. Und als Berenguela tränenüberströmt ihre Mutter um Hilfe anflehte, erging diese sich nur in Lobpreis über den jungen Mann.

Berenguela wusste weder ein noch aus, und nicht einmal der Gedanke an ihre wahre Liebe oder das Schnurren ihrer treuen Gefährtin Canelilla halfen gegen die Abscheu, mit der sie an ihre folgenden Verabredungen dachte.

Das nächste Treffen fand eineinhalb Wochen später statt, und Berenguela sah ihm mit noch größerem Schrecken ent-

gegen, weil diesmal zwei ganze Tage geplant waren. Damián wollte unbedingt nach Covarrubias reisen, zu dem Ort, dessen Namen die Familie seines Stiefvaters trug und wo die Familie ein Haus besaß. Berenguela sollte ihn begleiten, um später die Erinnerungen mit ihm zu teilen. Berenguela hingegen hatte den Verdacht, dass er mehr Zeit haben wollte, um sie zu verführen. Doch wieder ließ ihr Vater ihren Protest nicht gelten. Immerhin bestand er zu ihrer Erleichterung darauf, dass ihre Zofe María mitfuhr.

Covarrubias lag nicht weit von Burgos entfernt, und so würden sie den Ort schon nach einer dreistündigen Kutschfahrt über gut befestigte Wege erreichen. Unterwegs versuchte Berenguela herauszufinden, aus welchen Gründen Damián sie unbedingt dabeihaben wollte. Doch ihr Begleiter sprach nicht viel, und Berenguela sehnte sich nach Canelilla. Das Kätzchen wäre perfekt gewesen, um ihr jetzt Gesellschaft zu leisten. Sie hatte darum gebeten, es mitnehmen zu dürfen, was Damián allerdings strikt abgelehnt hatte.

Da Damián kein Interesse an einer Unterhaltung zu haben schien, erging sich die junge Frau in Erinnerungen. Sie hatte einst aus nächster Nähe miterlebt, wie Doña Urraca und ihr Sohn Damián elf Monate nach dem Tod von Hugos Mutter in das Leben des Jungen getreten waren. Die beiden Stiefbrüder waren damals neun Jahre alt gewesen, genau wie Berenguela, und Damiáns leiblicher Vater war nur ein paar Tage vor Hugos Mutter Doña Blanca gestorben. Als Witwer und Witwe heirateten, führte dies zu einigem Gerede. Man fragte sich, ob die beiden sich nach dem Tod ihrer Ehegatten zunächst Beistand geleistet hatten und dann womöglich im Bett gelandet waren oder ob vielleicht alles sorgfältig von Doña Urraca eingefädelt worden war.

Wie es auch gewesen sein mochte, Damián vergaß jedenfalls schnell seinen früheren Nachnamen und schien in Fer-

nando eher einen Vater als Stiefvater zu sehen. Daran erinnerte sich Berenguela noch gut, weil sie sich fast jeden Tag Hugos Kummer hatte anhören müssen. Sie konnte einfach nicht verstehen, warum sie jetzt gerade auf dem Weg nach Covarrubias und nicht nach Aranda de Duero waren, wo Damián zur Welt gekommen war und seine frühe Kindheit verbracht hatte.

Genau wie Berenguela saß auch Damián gedankenversunken in der Kutsche, aber er dachte dabei nicht an seine Vergangenheit, sondern an seine Zukunft. Nachdem er sich Don Fernandos Wohlwollen gesichert hatte, wollte er nun dessen Geschäft ganz neu ausrichten und etwas gegen dessen Misere tun. Sein Stiefvater hatte jahrelang ein großes Vermögen angehäuft, steckte in letzter Zeit aber einen großen Teil seiner Einnahmen und Ersparnisse in die Gründung eines Krankenhauses und einer Schule für Mittellose. Grund dafür war, dass er bei seinen häufigen Besuchen in Kastilien von den schrecklichen Lebensbedingungen der Hirten erfahren hatte, die für seine besten Lieferanten arbeiteten.

Damián und seine Mutter wussten um diese Ausgaben. Und sie waren keineswegs bereit, wieder Mangel zu leiden wie vor dem Tod von Damiáns Vater, und erst recht nicht die große Not nach seinem Ableben. Damals hatten sie die dramatische Situation nur durch den allmählichen Verkauf ihres gesamten Besitzes vor ihren Bekannten verbergen können, bis sie schließlich kein einziges Möbelstück mehr im Haus gehabt hatten. Beinahe wären sie auf der Straße gelandet, wenn Doña Urraca nicht alles darangesetzt hätte, Don Fernando zu verführen. Er war ein alter Bekannter der Familie gewesen und hatte ihr auf unschuldige Art viel zu früh sein Herz und schließlich auch sein Haus und Vermögen zu Füßen gelegt.

Trotzdem wog die Zeit der Entbehrungen in Damiáns Erinnerung schwer. Um sich niemals wieder in solcher Bedrängnis wiederzufinden, hatte er vor Jahren angefangen, einen minutiösen Plan zu entwickeln. Und Don Fernandos Prüfung für seine beiden Söhne hatte Damián als ersten Erfolg verbucht.

Bei einem Blick zu Berenguela hinüber entfuhr Damián in der Kutsche ein Seufzen.

Sie sah ihn an. »Bist du müde?«, fragte sie.

»Nein, müde nicht, eher angespannt.«

Eigentlich hätte sie jetzt nachfragen sollen. Damiáns mögliche Antwort machte Berenguela aber so viel Angst, dass sie lieber wieder aus dem Fenster schaute.

Damián respektierte ihr Schweigen, hinter seiner Stirn überschlugen sich jedoch weiter die Gedanken. Das, worauf er wirklich aus war, befand sich nämlich hier in der Kutsche: Berenguela. Oder vielmehr das, was sie ihm verschaffen konnte. Seiner Meinung nach musste man gut überlegen, was man im Leben anstrebte, jeden nützlichen Faktor genau analysieren und ihn dann zu nutzen wissen. So hatte es ihm seine Mutter von klein auf beigebracht, und er war ein aufmerksamer Schüler gewesen.

Dadurch war es ihm nicht nur gelungen, das Wohlwollen eines Mannes für sich zu gewinnen, der nicht sein leiblicher Vater war. Damián hatte damit auch seinen Stiefbruder, den rechtmäßigen Erben, von seinem angestammten Platz verdrängt. Den Stiefbruder, den Berenguela trotz seiner Ziellosigkeit im Leben zu bevorzugen schien.

Nach ihrer Ankunft in Covarrubias wollten die beiden jungen Leute als Erstes etwas essen, daher gingen sie zu Fuß die Hauptstraße des Ortes entlang und hielten nach einem Gasthaus Ausschau. María folgte ihnen. Damián entschied sich für das Gasthaus, welches am luxuriösesten wirkte und wohl

die vornehmste Kundschaft hatte, wenn man von der Anzahl der vor der Tür wartenden Dienerschaft ausging.

María aß in einem für das Personal gedachten Nebenraum des Gasthofes, während sich Damián und Berenguela an einen der besten Tische setzten.

Berenguela lauschte den Anekdoten, die Damián bei Tisch erzählte. Ihr fiel auf, dass sich all diese Geschichten nach seinem achten Lebensjahr zugetragen hatten. Keine einzige stammte aus der Zeit davor.

Deshalb fragte sie, als sie beim Nachtisch saßen: »Erinnerst du dich eigentlich noch an deinen leiblichen Vater?«

Damiáns Reaktion schien ihr so übertrieben, als hätte sie ihm eine höchst verfängliche Frage gestellt. Er räusperte sich, trank Wasser, dann einen Schluck Wein, tupfte sich gemächlich die Lippen trocken und sagte schließlich: »Nein, überhaupt nicht. Mein wahrer Vater ist Don Fernando.« In seiner Stimme lag kühle Bestimmtheit.

»Das kann ich mir gar nicht vorstellen«, entgegnete Berenguela provozierend.

Damit gelang es ihr zwar, Damián aus der Reserve zu locken, seine Antwort lautete allerdings anders als erwartet.

Er bekräftigte nämlich noch zweimal, dass Don Fernando für ihn der einzige Vater sei, und sagte von diesem Augenblick an kein Wort mehr, bis sie den Gasthof verließen.

Als sie dann das große Haus der Familie de Covarrubias im Dorf betraten, schlug sein Verhalten aber so komplett um, dass sich Berenguela fast einem anderen Menschen gegenüber wähnte. Damián trat in den weitläufigen Salon und schaute durch das große Fenster, welches einen spektakulären Ausblick auf die Landschaft bot. Von nun an erging er sich wieder in Komplimenten, die Berenguela mit Unbehagen entgegennahm.

Damián wurde immer unbefangener, während er ihr ge-

stand, wie oft er an sie dachte und welche tiefen Gefühle ihn in ihren gemeinsamen Momenten überkamen. Er brachte seine Hoffnung zum Ausdruck, sie öfter sehen zu können.

Berenguela lauschte seinen Worten bestürzt und wünschte, er würde damit aufhören. Obgleich sein Tonfall stets korrekt blieb, überkam sie Panik bei der Vorstellung, welche Absichten dahintersteckten. Als sie sich auf ein bequemes Sofa setzte, sank Damián vor ihr auf ein Knie. Mit durchdringendem Blick sah er sie an und fragte: »Empfindest du denn das Gleiche wie ich?«

»Ich weiß nicht ...«, stammelte sie. »Ehrlich gesagt, bin ich nicht sicher ...« Die Wahrheit sah ganz anders aus, aber sie wagte nicht, deutlicher zu werden.

»Deine Zweifel sind ein erster Sieg für mich.« Damián griff nach ihren Händen und begann sie zu küssen, bis Berenguela sie ihm entsetzt entzog.

Damián suchte nach einem Grund dafür in ihren haselnussbraunen Augen, die ihm ebenso bezaubernd erschienen wie ihre glühend roten Wangen. Doch Berenguela wich seinem Blick aus.

»Dürfte ich ein Ersuchen vorbringen?«, fragte er.

»Möglicherweise, das kommt darauf an ...«

»Ich würde dich gerne küssen.«

Berenguela presste die Lippen aufeinander. Weil sich ihre Anstandsdame in die Küche zurückgezogen hatte, waren sie allein und würden es noch etliche Stunden lang sein. Es machte ihr Angst, was so ein Kuss wohl alles auslösen könnte.

»Diese Frage ist mir unangenehm, Damián«, entgegnete sie daher.

»Aber mein Kind, ich meinte doch bloß auf die Wange.«

Berenguela knetete ihre Finger. Ein Wangenkuss hatte ja nun wirklich keine große Bedeutung, aber würde er sich damit tatsächlich zufriedengeben?

Am Ende gestattete sie es ihm, aber Damián näherte sich dabei viel zu sehr ihrem Mundwinkel und presste Berenguela leidenschaftlich an sich. Zornig fuhr sie ihn an, was das solle, eilte aus dem Salon und zog sich in ihren Schlafräum zurück.

Damiáns Dreistigkeit bot ihr einen Vorwand, sich für den Rest des Nachmittags dort einzuschließen und nicht mehr herauszukommen, obwohl er sich draußen vor der Tür immer und immer wieder entschuldigte.

Am nächsten Morgen verlangte Berenguela ihre sofortige Abreise nach Burgos.

Die Rückfahrt war unangenehm. Während Berenguela geflissentlich seinem Blick auswich, bettelte Damián sie immer wieder um Vergebung an, obwohl er selbst sein Verhalten gar nicht für so schwerwiegend hielt.

Berenguela nahm seine Entschuldigungen nicht an und erklärte ihm, dass sie auch zu keinem weiteren Treffen bereit sei. Im Grunde genommen, bot Damiáns Zudringlichkeit ihr einen Anlass, sich seiner zu entledigen. Bei ihrer Ankunft in Burgos machte ihr eine Bemerkung ihres Verehrers jedoch klar, dass all ihre Ablehnung keinerlei Erfolg hatte.

»Liebe akzeptiert keine Zurückweisung«, erklärte Damián so bestimmt, dass Berenguela besorgter war als zuvor.

Ihre Probleme mit Damián konnte Berenguela nur mit María bereden, ihrer treuen Zofe und Vertrauten. Ihr gegenüber öffnete sie sich und gestand ihr sogar, dass sie lieber sterben wollte, als sich einem Mann hinzugeben, den sie nicht liebte.

An einem Morgen kurz nach der Reise, an dem sich Berenguela zu ihrem Leidwesen erneut mit Damián treffen sollte, ging es wieder um dieses Thema. »Was soll ich denn nur tun? Noch abweisender kann ich ja kaum sein! Er muss

meine Abneigung doch spüren ... Ich höre schließlich kaum zu, wenn er redet.«

María kämte ihr die wallenden blonden Locken und fasste sie dann unter einem feinen Netz zusammen.

»Meine Dame, leider können wir im Leben nicht immer unsere eigenen Entscheidungen treffen.«

Dieser Satz traf genauso für Marías Leben zu, das ebenfalls ganz anders verlief als in ihren Träumen. Obgleich sie es nicht auszusprechen wagte, konnte María das ablehnende Verhalten ihrer Dienstherrin gar nicht begreifen. Sie selbst hätte für diesen attraktiven jungen Mann einfach alles gegeben.

»Wenn wir doch nur ein Herz und ein Leben haben, warum sollten wir es dann an jemanden vergeuden, der uns gar nicht verdient hat? Warum sollten wir unser Dasein nicht an der Seite von jemandem verbringen, den wir von ganzem Herzen lieben?« Berenguela betrachtete ihre zarten Finger und sah sie von Damiáns Händen umfassen. Sie erschauerte. »Bevor er von mir noch mehr verlangt als gemeinsame Ausflüge, bevor es so weit kommt, reiße ich lieber aus oder tue wer weiß was ... Das schwöre ich ...«

María befestigte den farblich zu Berenguelas Kleid passenden blauen Schleier mit einer goldenen Brosche am Haarnetz und legte ihrer Dienstherrin eine Perlenkette um den Hals. Dann betrachtete sie das Resultat im Spiegel, und wieder einmal erschien ihr Berenguela als das schönste Mädchen von Burgos, obgleich jede Freude aus ihrem Blick verschwunden war.

Damián traf um zwölf Uhr ein.

Berenguela wusste nicht, was er für heute geplant hatte, aber es wurde ihr bald klar, als sie aus der Villa ihrer Familie traten und über die Straße zum Haus der de Covarrubias hinübergingen. Doña Urraca empfing sie mit strahlendem

Lächeln und hatte den Tisch für ein gemeinsames Mittagessen gedeckt. Ihr Ehemann stieß ein paar Minuten später dazu; er wirkte verstimmt. »Ich habe gerade ein Schreiben aus Portugalete von Policarpo erhalten«, erklärte er und wedelte wütend mit dem Brief herum. »Es geht um Hugo ...«

Berenguela zuckte zusammen. »Gibt es Neuigkeiten von ihm?«, fragte sie aufgeregt und ging unwillkürlich zum Gastgeber hinüber, um einen Blick auf den Brief zu erhaschen.

»Ja, aber wie üblich keine guten ...« Don Fernando legte das Blatt Papier auf den Tisch.

»Jetzt sprecht doch, Vater, wir sind alle ganz gespannt!« Als Damián den Brief zu lesen versuchte, verdeckte sein Vater das Schreiben mit der Hand.

»Er ist fortgelaufen, stellt euch das einmal vor! Policarpo schreibt, dass er beim Eintreffen im Hafen wohl das Durcheinander der Wagen genutzt hat, um sich davonzustehlen. Sie haben ihn in der ganzen Stadt und den umliegenden Ortschaften gesucht und dafür sogar etliche Männer angeheuert, aber keine Spur von ihm! Dieser Nichtsnutz hat sich einfach davongemacht, ist das zu fassen?« Zornig ballte Don Fernando die Fäuste. »Aber das ist noch nicht alles ...«

»Was Hugo angeht, überrascht mich wirklich gar nichts mehr«, fiel ihm Damián geringschätzig ins Wort. »Vater, er hat doch noch nie getan, worum Ihr ihn gebeten habt. Und jetzt, wo er unsere Wolle begleiten und endlich einmal arbeiten sollte, hat er natürlich die erstbeste Gelegenheit zur Flucht genutzt.«

Nachdem ihr Sohn mit der Schimpftirade begonnen hatte, fiel jetzt auch Doña Urraca mit ein. Sie rief ihrem Mann in Erinnerung, wie oft sie sich bei ihm über Hugos Gebaren beschwert hatte. Für sie war sonnenklar, was für eine Zukunft auf jemanden wartete, der eine solche Haltung seiner Familie und dem Leben gegenüber an den Tag legte.

Ihre Worte taten Berenguela in der Seele weh, weil sie davon überzeugt war, dass all diese Anschuldigungen ungerichtlich waren. Aber sie fühlte sich in diesem Augenblick nicht dazu in der Lage, die Bezeichnungen zu widerlegen, erst recht nicht vor dieser Zuhörerschaft.

»Es ist gewiss irgendetwas vorgefallen ...«, wandte sie schließlich vorsichtig ein. Anders als Hugos eigene Familie hatte sie sofort gedacht, dass es gute Gründe für sein Verhalten geben musste. »Es muss wirklich etwas Ernstes passiert sein, wenn er geflohen ist. Ich kenne ihn nämlich gut.«

Missbilligend schauten die anderen drei sie an.

»Ja, ernst ist die Situation wahrlich, er hat Don Policarpo nämlich zweihundert Golddublonen gestohlen!«, verkündete Don Fernando. »Offenbar Geld, unser Geld, das mein bester Angestellter gerade für uns eingenommen hatte. Eine Summe, die wir nun wirklich nicht entbehren können und jetzt nie wiedersehen werden ...« Er barg sein Gesicht in den Händen und stieß einen lauten Fluch aus, obwohl er sich für gewöhnlich doch so gewählt ausdrückte.

»Das war's: Hugo ist nicht länger mein Sohn. Ich will ihn niemals wiedersehen! Außerdem soll sein Name in diesem Haus nie wieder erwähnt werden!«, entschied er in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete.

»Was auch immer du sagst, mein Schatz.« Doña Urraca küsste ihn zärtlich auf die Wange und umarmte ihn. Ihr feines Lächeln entging Berenguela nicht. »Kommt, lasst uns essen.«

Berenguela rührte die Vorspeise kaum an und bekam auch nur unter Schwierigkeiten ein paar Bissen des Hauptgerichtes, eines Fasaneneintopfs, herunter. Das Mittagessen, zu dem sie hier eingeladen war, hatte unter Anspannung begonnen und endete für sie noch viel schlimmer.

Allerdings nicht für Damián. Ihm kamen beinahe die Trä-

